

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Hefen: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Hartmut Falkenried stand, wie der junge Majoratsherr von Burgsdorf, auf der Grenze zwischen Knabe und Jüngling, aber es bedurfte nur eines Blickes, um zu erkennen, daß er seinem gleichalterigen Gefährten in jeder Hinsicht überlegen war. Er trug die Uniform eines Kadetten und sie kleidete ihn sehr vortheilhaft, aber dennoch lag etwas in der ganzen Erscheinung, was dem strengen militärischen Zugschnitt zu widerstreben schien. Der schlank hochgewachsene Knabe war ein wahres Bild von Jugend und Schönheit, doch diese Schönheit hatte etwas Fremdartiges, die Bewegungen und das ganze Auftreten etwas Wildes, Unbändiges und kein einziger Zug erinnerte an die markige Soldatengestalt, an die ernste Ruhe des Vaters. Dichtes äppiges Lockenhaar fiel auf eine hohe Stirn und das tiefe, bläuliche Schwarz dieser Locken, die warme dunkle Färbung der Haut deuteten mehr auf einen Sohn des Südens als auf die deutsche Abkunft. Auch die Augen, die in dem jugendlichen Antlitz flammten, gehörten nicht dem kühlen, ernsten Norden an, es waren räthselvolle Augen, dunkel wie die Nacht und doch voll heißen, leidenschaftlichen Feuers. So schön sie waren, es barg sich etwas darin, was beinahe unheimlich berührte, und so übermüthig das Lachen klang, mit dem Hartmut jetzt von

einem der Anwesenden zum andern blickte, ein frohes herzliches Knabenslachen war es nicht.

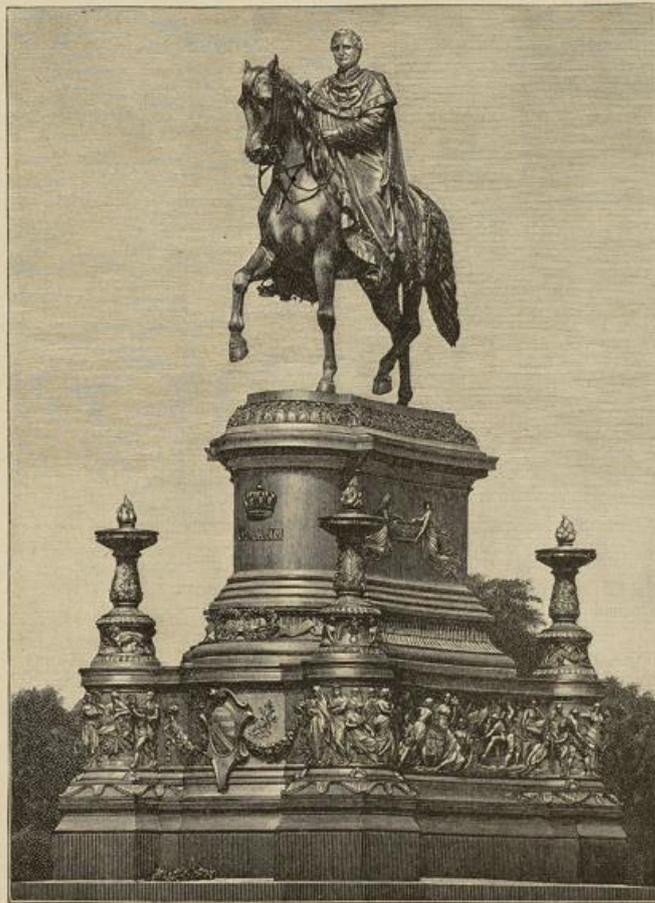
„Du führst Dich ja in einer recht zwanglosen Art ein,“ sagte

Ballmoden scharf. „Du scheinst es Dir zu Ruhe zu machen, daß man in Burgsdorf nicht viel auf Etikette hält, ich glaube aber nicht, daß Dein Vater Dir einen solchen Eintritt in das Speisezimmer gestatten würde.“

„Bei dem untersteht er sich auch dergleichen nicht,“ sagte Frau von Eichenhagen, die zum Glück den Stich nicht fühlte, der auch für sie in der Bemerkung ihres Bruders lag. „Also jetzt kommt Du endlich, Hartmut, wo wir mit dem Frühstück fertig sind? Aber Nachzügler bekommen nichts zu essen, das weißt Du doch!“

„Ja, das weiß ich,“ versetzte Hartmut ganz unbekümmert, „und deshalb habe ich mir bereits von der Wirthschafterin ein Frühstück geben lassen. Aus hungern kannst Du mich nicht, Tante Regine, dazu stehe ich auf viel zu gutem Fuße mit all Deinen Leuten.“

„So, und deshalb glaubst Du, Dir ungestraft alles erlauben zu dürfen!“ rief die Gutsherrin zornig. „Die Hausordnung brechen, keinen Menschen und kein Ding in Ruhe lassen und ganz Burgsdorf auf den Kopf stellen — das Handwerk wollen wir Dir doch legen, mein Junge! Morgen schicke



Das König Johann-Denkmal in Dresden, entworfen von Johannes Schilling.

ich einen Boten zu Deinem Vater hinüber und lasse ihn bitten, seinen Herrn Sohn, dem nun einmal keine Pünktlichkeit und kein Gehorsam beizubringen ist, gefälligst wieder abzuholen."

Die Drohung wirkte. Der Uebermüthige erschraf und fand es für gut, einzulenten.

"Aber das ist ja alles nur Scherz und Rederei, soll ich denn die kurze Ferienzeit nicht ausnützen?"

"Mit allerlei Dummheiten?" fiel Frau von Eichenhagen ein. "Willy hat in seinem ganzen Leben nicht so viel Unfinn angerichtet, wie Du in diesen letzten drei Tagen, und schließlich verdirbst Du ihn mir mit Deinem schlimmen Beispiel und sütest ihn gleichfalls zur Unbotmäßigkeit an."

"O, Willy ist gar nicht zu verderben, bei dem ist alle Mühe umsonst," gestand Hartmut sehr offenherzig.

Der junge Majoratsherr sah allerdings nicht aus, als sei er zur Unbotmäßigkeit geneigt, er vollendete, unbekümmert um all diese Verhandlungen, in vollster Seelenruhe sein Frühstück, indem er sich nach dem letzten Butterbrote noch ein allerlektes nahm; seine Mutter aber war höchlich aufgebracht über diese Bemerkung.

"Das thut Dir wohl außerordentlich leid?" rief sie. "Deine Schuld ist es freilich nicht, Du hast Dir Mühe genug gegeben, ihn zu verderben — also es bleibt dabei, ich schreibe morgen Deinem Vater —"

"Dah er mich abholen soll? Das thust Du nicht, Tante Regine, dazu bist Du viel zu gut. Du weißt es ja, wie streng der Papa ist, wie hart er strafen kann, Du klagst mich sicher nicht bei ihm an, Du hast es ja noch nie gethan."

"Junge, laß mich in Ruhe mit Deinem verwünschten Schmeicheln!" Das Gesicht der Frau Regine war noch sehr grimmig, aber ihre Stimme verrieth schon ein bedenkliches Schwanken und Hartmut wußte seinen Vortheil zu benutzen, er legte mit der ganzen Freiheit eines Knaben den Arm um ihre Schulter.

"Ich glaube, Du hättest mich ein wenig lieb, Tante Regine, und ich — ich habe mich wochenlang gefreut auf die Fahrt nach Burgsdorf, ich habe mich krank gefiebt nach Wald und See, nach den grünen Wiesen und dem weiten blauen Himmel. Ich bin so glücklich hier gewesen — aber freilich, wenn Du mich nicht haben willst, dann gehe ich auf der Stelle. Du brauchst mich nicht erst fortzuschicken."

Seine Stimme war zu einem weichen, schmeichelnden Flüstern herabgesunken, während die großen, dunklen Augen nur zu berecht die Worte unterstützten. Sie konnten noch heißer bitten als die Lippen und sie schienen in der That eine eigenthümliche Macht auszuüben — Frau von Eichenhagen, die ihrem Willy und ganz Burgsdorf gegenüber die unbeugsame Selbstherrscherin war, sie ließ sich hier zur Nachgiebigkeit bewegen.

"Nun, so bessere Dich, Du Entenpiegel!" sagte sie, ihm mit der Hand in die dichten Locken fahrend. "Und was das Fortschicken betrifft, so weißt Du es leider nur zu gut, daß Willy und alle meine Leute einen förmlichen Narren an Dir getroffen haben — und ich dazu!"

Hartmut jubelte laut auf bei den letzten Worten und küßte ihr mit ungestümmter Dankbarkeit die Hand, dann wandte er sich zu seinem Freunde, der nun glücklich auch das allerlektes Butterbrot bewältigt hatte und in stiller Verwunderung die Scene mit ansah.

"Bist Du nun endlich mit Deinem Frühstück fertig, Willy? Komm, wir wollen ja nach dem Burgsdorfer Weiher — so sei doch nicht so entsetzlich langsam und bedächtig! Leb wohl, Tante Regine, dem Onkel Wallmoden ist es gar nicht recht, daß Du mich begnadigst, ich sehe es. Hurrah, jetzt geht es in den Wald hinaus!"

Und fort stürmte er, über die Terrasse in den Garten hinunter. Es lag eine überschwärmende Jugendlust und Jugendkraft in dieser Unbändigkeit, die etwas hinreichend Liebenswürdiges hatte. Der ganze Knabe war Feuer und Leben. Willy trotzte wie ein junger Bär ihm nach und schon in den nächsten Minuten verschwanden sie hinter den Bäumen.

"Das kommt und geht wie ein Sturmwind!" sagte Frau von Eichenhagen ihnen nachblickend. "Der Junge ist nicht zu halten, wenn man ihm einmal den Zügel schießen läßt."

"Ein gefährlicher Bursche!" meinte Wallmoden. "Sogar Dich versteht er zu regieren und Du pflegst doch sonst das Regiment allein zu führen. Es ist meines Wissens das erstemal, daß Du Ungehorsam und Unpünktlichkeit verzeihst."

"Ja, der Hartmut hat etwas an sich, was die Menschen förmlich behert!" rief Frau Regine, halb ärgerlich über ihre Nachgiebigkeit. "Wenn er einen so anguckt mit den schwarzen Gluthaugen und dazu bittelt und schmeichelt, dann möchte ich den sehen, der ihm nein sagt. Du hast recht, es ist ein gefährlicher Bursche."

"Jawohl, doch lassen wir jetzt Hartmut beiseite, es handelt sich um die Erziehung Deines eigenen Sohnes. Du bist also wirklich entschlossen —"

"Ihn hier zu behalten. Gib Dir keine Mühe, Herbert; Du magst ein großmächtiger Diplomat sein und die ganze Politik in der Tasche haben, aber meinen Jungen gebe ich Dir nicht heraus, der gehört mir ganz allein und den behalte ich — Punktum!"

Ein kräftiger Schlag auf den Tisch begleitete dies "Punktum". Damit stand die regierende Herrin von Burgsdorf auf und ging zur Thür hinaus, ihr Bruder aber zuckte die Achseln und sagte halblaut: "So mag er denn meinetwegen ein Krautpinker werden — es wird wohl auch das beste sein." —

Hartmut und Willibald hatten inzwischen den ziemlich umfangreichen Forst erreicht, der zum Gut gehörte. Der Burgsdorfer Weiher, ein einsames, schilfumkränztes Gewässer mitten im Walde, lag in der stillen Vormittagsstunde regungslos und sonnenbeglänzt da. Der junge Majoratsherr hatte sich einen schattigen Platz am Ufer ausgesucht und gab sich mit ebenso viel Ausdauer als Behaglichkeit dem interessanten Geschäft des Angelns hin, während der ungeduldige Hartmut in der Nähe umherstreifte, hier einen Vogel aufjagte, dort Schilf und Blumen abriß und endlich Turnübungen auf einem Baumstamme anstellte, der halb im Wasser lag.

"Kannst Du denn niemals ruhig an einem Orte bleiben, Du verjagst mir ja die Fische!" sagte Willy mißvergnügt. "Ich habe heute noch gar nichts gefangen."

"Wie kannst Du nur stundenlang so auf einem Fleck sitzen und auf die dummen Fische warten!" spottete Hartmut. "Freilich, Du darfst das ganze Jahr durch Wald und Feld streifen, wenn Du Lust dazu hast, Du bist ja frei! frei!"

"Bist Du etwa gefangen?" fragte Willy. "Du und Deine Kameraden, Ihr seid ja täglich im Freien."

"Aber nie allein, nie ohne Zwang und Aufsicht. Wir sind ja immer und ewig im Dienst, selbst in den Erholungsstunden. O, wie ich ihn hasse, diesen Dienst und dies ganze Sklavenleben!"

"Aber Hartmut, wenn das Dein Vater hörte!"

"Dann würde er mich wieder strafen wie gewöhnlich. Er hat ja für mich nichts als Strenge und Strafen, meinetwegen — es geht in einem hin!"

Er warf sich der Länge nach ins Gras, aber so herb und übermüthig seine Worte auch klangen, es bebt etwas darin wie eine schmerzliche, leidenschaftliche Klage. Der junge Majoratsherr schüttelte nur bedächtig den Kopf, während er eine neue Lockperle an seiner Angel befestigte, und einige Minuten lang herrschte vollständiges Schweigen.

Da plötzlich stieß etwas nieder aus der Höhe, dunkel, blüßschnell, das eben noch so regungslos Gewässer spritzte und schäumte auf und im nächsten Augenblick hob sich ein Reiter hoch in die Lüfte empor, die zappelnde, silberglänzende Beute im Schnabel.

"Bravo, das war ein guter Stoß!" rief Hartmut aufstehend, Willy aber schalt ärgerlich:

"Der verwünschte Räuber plündert uns den ganzen Weiher! Ich werde mit dem Förster sprechen, der soll ihn einmal aufs Korn nehmen."

"Ein Räuber?" wiederholte Hartmut, während sein Blut dem Reiter folgte, der jetzt hinter den Baumwipfeln verschwand.

"Ja freilich! Aber es muß schön sein, solch ein freies Räuberleben, hoch oben in den Lüften. So aus der Höhe niederfahren wie ein Blitz, die Beute packen, mit sich fortreißen und dann hinauf mit ihr, wo niemand folgen kann, das lohnt die Jagd!"

"Hartmut, ich glaube wahrhaftig, Du hättest Lust zu einem solchen Räuberleben," sagte Willy mit dem ganzen Entsetzen eines wohlgezogenen Sohnes über solche Gelüste. Sein Gesicht lachte, aber es war wieder jenes herbe, seltsame Lachen, das so gar nichts Jugendliches hatte.

"Und wenn ich sie hätte, dann würde man sie mir im Kadettenhause schon austreiben! Da ist ja der Gehorsam, die Disciplin das A und O von allem, schließlich lernt man es doch! — Willy, hast Du nie gewünscht, Flügel zu haben?"

„Ich? Flügel?“ fragte Willy, dessen ganze Aufmerksamkeit wieder auf die Angelhaken gerichtet war. „Nimm! Wer wird sich Unmögliches wünschen!“

„Ich wollte, ich hätte sie!“ rief Hartmut aufflammend. „Ich wollte, ich wäre einer von den Falken, von denen wir den Namen führen. Dann stiege ich hoch empor, in die blaue Luft, immer höher, der Sonne entgegen, und käme nie, niemals wieder zurück!“

„Ich glaube, Du bist verrückt,“ sagte der junge Majorats-herr gleichmüthig. „Aber nun habe ich wieder nichts gefangen, der Fisch will heute durchaus nicht anbeißen, ich muß es einmal an einer andern Stelle versuchen.“

Damit nahm er seine Angelgeräthschaften und ging hinüber nach der andern Seite des Weihers, während Hartmut sich wieder auf den Boden warf. Wer konnte auch von dem braven Willy verlangen, daß er sich mit dem Gedanken an Fliegen abgebe!

Es war einer jener Herbsttage, die für wenige kurze Mittagstunden den Frühling zurück zu zaubern scheinen. Der Sonnenschein war so golden, die Luft so mild, der Wald so frisch und düftig. Auf dem leuchtenden kleinen Gewässer tanzten Tausende von strahlenden Funken und leise und geheimnißvoll flüsternde das Schilf, wenn ein Windhauch darüber hinstrich.

Hartmut lag noch immer regungslos ausgestreckt und schien diesem Wehen und Flüstern zu lauschen. Verschwunden war die wilde Leidenschaftlichkeit, die Flamme, welche fast unheimlich in seinem Auge aufleuchtete, als er von dem Raubvogel sprach. Jetzt hingen diese Augen träumerisch an der strahlenden Himmelsbläue und es lag etwas wie verzehrende Sehnsucht in denselben.

Da nahten leise Schritte, fast unhörbar auf dem weichen Waldboden, und in den Gebüsch rauschte es, als streife sie ein seidenes Gewand. Jetzt theilten sie sich, eine Frauengestalt glitt lautlos daraus hervor und blieb dann stehen, den Blick unverwandt auf den jungen Träumer gerichtet.

„Hartmut!“

Der Oerufene fuhr auf und sprang dann rasch empor. Er kannte weder die Stimme noch die fremde Erscheinung überhaupt, aber es war eine Dame, er machte ihr mit vollendeter Ritterlichkeit eine Verbeugung.

„Gnädige Frau —?“

Eine schmale, bebende Hand legte sich rasch und verbietend auf seinen Arm.

„Still, nicht so laut! Dein Gefährte könnte uns hören, und ich habe nur mit Dir zu sprechen, Hartmut, mit Dir allein!“

Sie trat wieder zurück und winkte ihm, zu folgen. Hartmut zögerte einen Augenblick. Wie kam diese Fremde, deren Gesicht dicht verschleiert war, die ihrer Kleidung nach aber den vornehmen Ständen angehörte, an den einsamen Waldweiser, und was bedeutete das „Du“ aus ihrem Munde ihm gegenüber, den sie zum erstenmal sah? Aber das Geheimnißvolle dieser Begegnung begam ihn zu reizen, er folgte.

Sie standen jetzt im Schutze des Gebüsches, wo sie von der andern Seite nicht gesehen werden konnten, und langsam schlug die Fremde den Schleier zurück. Sie war nicht mehr ganz jung, eine Frau von einigen dreißig Jahren, aber das Antlitz mit den dunklen, brennenden Augen besaß einen eigenartigen Zauber, und derselbe Reiz lag in ihrer Stimme, die, wenn auch im Flüsterton, doch in weichen, tiefen Lauten klang, mit fremdartiger Betonung, als sei das Deutsch, das sie vollkommen fließend sprach, nicht ihre Muttersprache.

„Hartmut, sieh mich an! Kennst Du mich wirklich nicht mehr? Hast Du keine Erinnerung aus Deiner Kinderzeit bewahrt, die Dir sagt, wer ich bin?“

Der junge Mann schüttelte langsam verneinend den Kopf, und doch tauchte jetzt eine Erinnerung in ihm auf, undeutlich und traumartig, als höre er diese Stimme nicht zum erstenmal, als habe er dies Antlitz schon einmal gesehen in fernher, fernher Zeit. Halb sehen, halb gefesselt stand er da und blickte auf die Fremde, die jetzt plötzlich beide Arme nach ihm ausstreckte.

„Mein Sohn, mein einziges Kind! Kennst Du Deine Mutter nicht mehr?“

Hartmut zuckte zusammen und wich zurück.

„Meine Mutter ist ja todt!“ sagte er halblaut.

Die Fremde lachte bitter auf, seltsam, es klang genau so wie jenes herbe unfindliche Lachen, das vorhin von den Lippen des Knaben gekommen war.

„Das also war es! Man hat mich todt gesagt! Nicht einmal die Erinnerung an die Mutter wollte man Dir lassen. Es ist nicht wahr, Hartmut, ich lebe, ich stehe vor Dir, sieh mich an, sieh meine Züge, die auch die Deinen sind. Das wenigstens hat man Dir nicht nehmen können. Kind meines Herzens, fühlst Du denn nicht, daß Du zu mir gehörst?“

Hartmut stand noch immer regungslos und blickte in das Antlitz, in dem er wie in einem Spiegel das seinige wieder fand. Es waren dieselben Linien, dasselbe üppige, bläulich schwarze Haar, dieselben großen, nachtdunklen Augen; ja selbst jener seltsame dämonische Ausdruck, der in dem Blick der Mutter wie eine Flamme loderte, glühte bereits als Funke in dem Auge des Sohnes. Die Kehnlichkeit schon bezeugte es, daß sie eines Blutes waren, und jetzt wachte die Stimme dieses Blutes auf in dem jungen Manne. Er forderte keine Erklärungen, keine Beweise, die traumartig verworrenen Erinnerungen aus seiner Kinderzeit wurden plötzlich klar, noch ein kurzes, sekundenlanges Jögern, dann warf er sich in die Arme, die sich ihm entgegenstreckten.

„Mutter!“

In dem Ausrufe lag die ganze glühende Innigkeit des Knaben, der nie gewußt hatte, was es heißt, eine Mutter zu besitzen, und der sich doch danach gesehnt hatte mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Natur! Seine Mutter! Jetzt lag er in ihren Armen, jetzt überschüttete sie ihn mit heißen Liebstößen, mit süßen, zärtlichen Schmeichelnamen, wie er sie nie gehört — es verfiel ihm alles andere in den Fluthen dieses stürmischen Entzückens.

So vergingen einige Minuten, dann löste sich Hartmut aus den Armen, die ihn noch immer umschlungen hielten.

„Warum bist Du niemals bei mir gewesen, Mama?“ fragte er heftig. „Warum hat man mir gesagt, daß Du todt seiest?“

Zalifa trat zurück, in einem Augenblick war all die Zärtlichkeit ausgelöscht in ihren Zügen, es flammte dort auf wie wilder, tödlicher Haß und die Antwort kam fast zischend von ihren Lippen:

„Weil Dein Vater mich haßt, mein Sohn — und weil er mir nicht einmal die Liebe meines einzigen Kindes lassen wollte, als er mich von sich stieß!“

Hartmut schwieg betroffen. Er wußte freilich, daß der Name seiner Mutter nicht genannt werden durfte in Gegenwart des Vaters, daß dieser ihn mit der herbsten Strenge zurückgewiesen hatte, als er es einmal wagte, danach zu fragen, aber er war noch zu sehr Knabe gewesen, um über das „Warum“ nachzugrübeln. Zalifa ließ ihm auch jetzt keine Zeit dazu. Sie strich ihm das dicke Lockenhaar von der hohen Stirn, und es flog wie ein Schatten über ihr Gesicht.

„Die Stirn hast Du von ihm!“ sagte sie langsam. „Das ist aber auch das einzige, was an ihn erinnert, alles andere gehört mir, mir allein. Jeder Zug spricht davon, daß Du mein bist — ich wußte es ja!“

Sie schloß ihn von neuem in die Arme und überschüttete ihn mit endlosen Zärtlichkeiten, die Hartmut ebenso leidenschaftlich erwiderte. Es war wie ein Kaufsch des Glückes, wie eins von den Märchen, die er sich so oft geträumt hatte, und er gab sich fraglos und rückhaltlos diesem Zauber hin.

Da machte sich Willy drüben am andern Ufer bemerklich. Er rief laut nach seinem Freunde und mahnte, daß es Zeit zur Heimkehr sei. Zalifa fuhr empor.

„Wir müssen uns trennen! Niemand darf erfahren, daß ich Dich gesehen und gesprochen habe, vor allem Dein Vater nicht! Wam kehrest Du zu ihm zurück?“

„In acht Tagen.“

„In acht Tagen erst?“ Die Worte klangen fast triumphirend, „und bis dahin sehe ich Dich täglich. Sei morgen um dieselbe Stunde hier am Weiser, Deinen Gefährten hältst Du unter irgend einem Vorwande zurück, damit wir ungestört sind. Du kommst doch, Hartmut?“

„Gewiß, Mutter, aber —“

Sie ließ ihm keine Zeit zu einem Einwurfe, sondern fuhr in demselben leidenschaftlichen Flüsterton fort:

„Vor allen Dingen Schweigen gegen jedermann, wer es auch sei. Vergiß das nicht! Leb' wohl, mein Kind, mein geliebter einziger Sohn, auf Wiedersehen!“

Noch ein glühender Kuß auf die Stirn Hartmuts, dann tauchte sie wieder in das Gebüsch zurück, so lautlos wie sie gekommen war. Es war die höchste Zeit, gleich darauf erschien Willy, dessen Nasen sich nun allerdings nicht durch Lautlosigkeit auszeichnete, denn er stampfte nachdrücklich den Nasen mit seinen schweren Tritten.

„Warum giebst Du denn keine Antwort?“ fragte er. „Ich rufe nun schon zum drittenmal, Du warst wohl eingeschlafen? Siehst auch ganz verträumt aus.“

Hartmut stand in der That noch wie betäubt da und blickte

auf das Gebüsch, in dem seine Mutter verschwunden war. Jetzt richtete er sich auf und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Ja, ich habe geträumt,“ sagte er langsam. „Einen ganz seltsamen, wunderbaren Traum!“

„Du hättest lieber angeln sollen,“ meinte Willy. „Sieh, welch einen prächtigen Fang ich da drüben gemacht habe. Der Mensch darf nicht am hellen lichten Tage träumen, er muß etwas Ordentliches thun — sagt meine Mutter — und meine Mutter hat immer recht!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Entdeckung der Nilquellen und Stanleys jüngster Afrikazug.

Ein geschichtlicher Rückblick von C. Falkenhorst.



Denkmünze auf James Bruce „Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils in den Jahren 1768–1773“.

Über wenn auch ein noch so tapferer Muth in meiner Brust glüht, eine noch so große Liebe zur Wahrheit, so giebt es

doch nichts, was ich lieber kennen lernen möchte, als die so viele Jahrhunderte lang verborgenen Anfänge des Stroms und seine unbekanntes Quelle; man eröffne mir die sichere Aussicht, die Nilquellen zu sehen, und ich will vom Bürgerkriege ablassen.“

Diese Worte legt der römische Dichter Lucan in seinem Epos „Pharsalia“ Julius Cäsar in den Mund, und sie bezeichnen treffend das Interesse, welches von den Völkern des Alterthums der Nilforschung entgegengebracht wurde. Den Forschern der damaligen Zeit erschien der gewaltige Strom, der, aus fernem Süden und wüsten Ländern kommend, zur bestimmten Zeit alljährlich aus seinen Ufern trat, als ein großes Geheimniß der Natur, dessen Enthüllung seit Anbeginn der geographischen Wissenschaft von den hervorragendsten Gelehrten angestrebt wurde. Schon Herodot sammelt im 5. Jahrhundert v. Chr. Nachrichten über die Quellen des Nils, ohne zu einer entschiedenen Meinung zu gelangen. In späteren Werken, namentlich bei Eratosthenes (3. Jahrhundert v. Chr.), taucht die Meinung auf, daß der Nil fern im Süden aus Seen entspringe, und diese Ansicht wird am klarsten von Ptolemäus ausgesprochen. Laut den Nachrichten, die er arabischen Kaufleuten verdankte, entspringt der Nil südlich vom Aequator auf den nördlichen Abhängen des Mondgebirges. Sechs kleinere Flüsse ergießen sich zunächst in zwei im Osten und Westen von einander gelegene Seen; aus jedem derselben entspringt ein Flußarm und beide vereinigen sich ein wenig nördlich vom Aequator. Ein dritter kleinerer See liegt nordöstlich von den beiden zuerst erwähnten unter dem Aequator selbst, und er nähert den Blauen Fluß oder den Nil Aethiopiens.

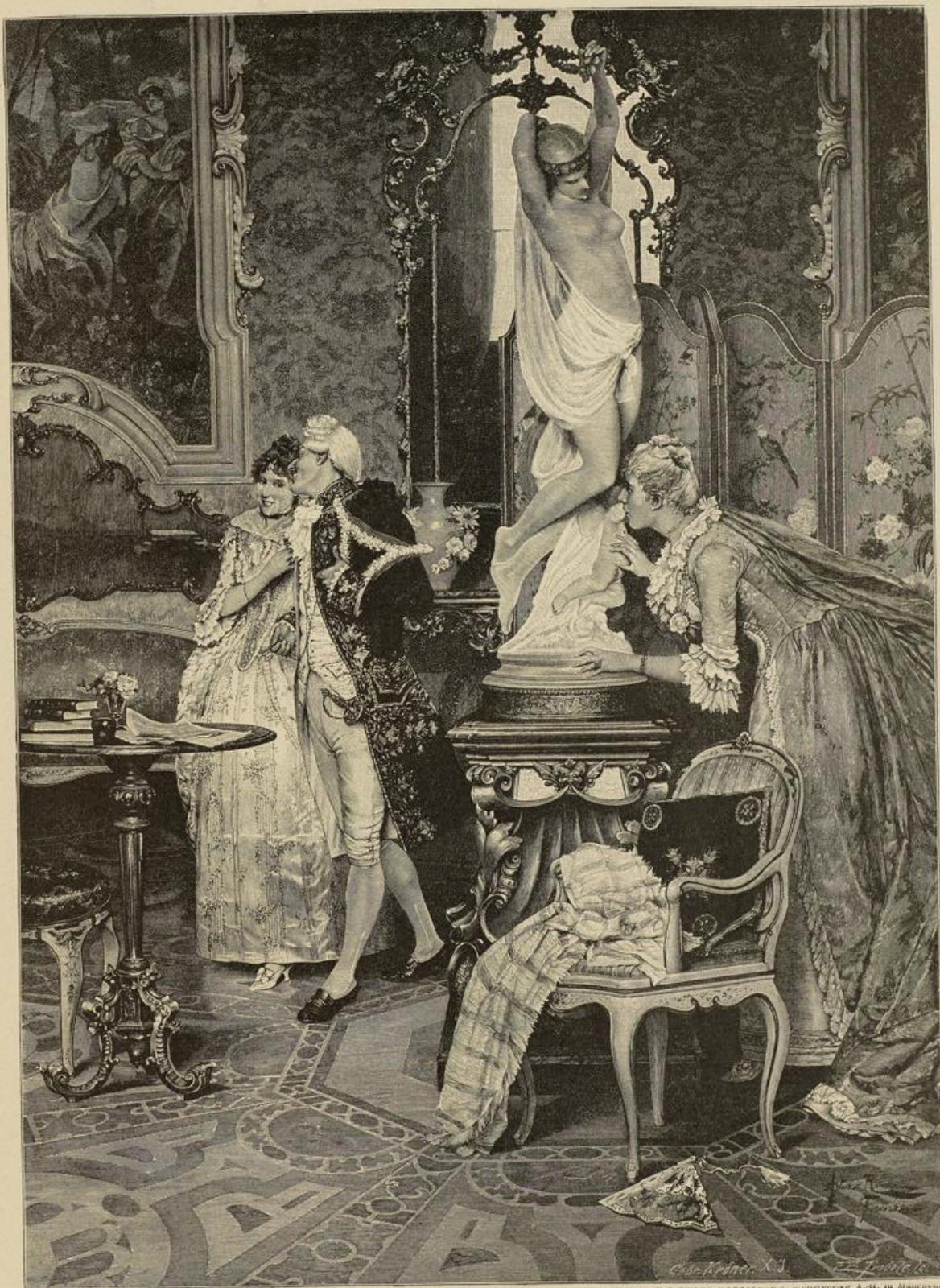
Dies war der Stand der Wissenschaft im 2. Jahrhundert nach Christi Geburt, eine Darstellung der Nilquellen, die in großen Zügen durchaus zutreffend ist und die durch die rastlose Forscherarbeit unseres Jahrhunderts nach 1700 Jahren zu Ehren gebracht wird. Die Entdeckung der südwestlichsten Nilquellen ist das große geographische Ergebniß der letzten Expedition Stanleys; die endgültige Lösung eines Räthfels, das 24 Jahrhunderte die Menschen beschäftigte.

Die Expeditionen zur Entdeckung der Nilquellen beginnen schon frühzeitig. Die Stromschnellen bei Assuan, das eigentliche Thor Aegyptens, wurden überschritten, und Kaiser Nero sandte eine Expedition unter zwei Centurionen aus, um das „Haupt des Nils“ (Caput Nili) zu finden. Sie drangen weit nach Süden vor, bis sich der Fluß in großen Sümpfen verlor, in denen es nur schmale Wasserrinnen gab, kaum für die kleinsten Rähne fahrbar. Die Centurionen nahmen eine Karte jener Gegend auf und kehrten zurück, um Nero den Bericht abzustatten. Wir wissen heute, daß auch diese Schilderung auf Wahrheit beruht. Der Weiße Nil wird oft durch das „Sett“ oder die Grasbarre verstopft. Der klaffische Papyrus, das wunderbare, in der Regenzeit mit ungeahnter Schnelligkeit emporwachsende Ambatschholz und ein scharfes, mit weißlichem Flaum bedecktes Gras, welches die Araber die „Mutter der Wolle“ nennen, bilden hier an der Oberfläche des Stromes Weiden, auf denen mitunter Kinder grasen können, und verstopfen den Fluß, daß er nur schmale Rinnen der Schiffsahrt offen läßt, oder verstopfen ihn ganz und gar, daß die Barken ruhig liegen müssen und keine Macht sie vorwärts bringen kann.

Das Mittelalter brachte keinen Fortschritt der Nilforschung. Die Araber waren die Geographen Afrikas in jener Epoche; sie verwirrten das Bild des Ptolemäus, indem sie unter den Aequator nördlich von den beiden Nilseen des Ptolemäus noch einen dritten runden See setzten, aus dem nicht nur der Nil, sondern auch die andern damals bekannten großen Flüsse Afrikas, der Senegal und der Juba, entspringen sollten.

Jahrhunderte vergingen, bis europäische Reisende in die Gebiete der Nilquellen eindringen. Der erste, der sich rühmte, die Nilquellen gesehen zu haben, war Pero Paez, der während seines Aufenthaltes in Aethiopiens im Anfange des 17. Jahrhunderts an die Quellen des Blauen Nils gelangte — eine Entdeckung, die von Jerome Lobo, der 1625 bis 1632 Aethiopiens bereiste, bestätigt wurde. Beider Angaben fanden jedoch nicht den genügenden Glauben, und 1768 bis 1773 unternahm der Schotte James Bruce von Kinnaid eine Reise nach Aethiopiens, besuchte den Tanasee, dem der Blaue Nil entspringt, und wurde zu dem Nilbrunnen geführt, den er folgendermaßen beschreibt:

„Ich kam an die Naseninsel, welche die Gestalt eines Altars hatte und offenbar ein Werk der Kunst war, und stand voll Entzücken an der stärksten Quelle, die in der Mitte entspringt. Man kann sich nicht denken, was in diesem Augenblicke in meiner Seele vorging; ich stand an der Stelle, welche seit beinahe dreitausend Jahren sich dem Geiste und der Forschung der ausgezeichnetsten Männer entzogen hatte. Könige hatten an der Spitze ihrer Heere diese Entdeckung versucht, aber ihre Versuche unterschieden sich nur von einander durch die größere oder geringere Zahl von Menschen, welche dabei zu Grunde gingen. Reichthum, Ehre und Ruhm waren seit einer Reihe von Jahrhunderten demjenigen geboten, der diese Aufgabe lösen würde, und es fand sich keiner, der die Neugierde der Fürsten zu befriedigen, die Wünsche der Geographen zu erfüllen und diesen Flecken von der Thatsache der



Die Eifersüchtige.

Nach einem Gemälde von N. Ricci.

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam

Menschen abzuweisen vermochte. Ich triumphierte hier als ein einfacher britischer Privatmann über Könige und ihre Heere und jede Vergleichung machte mich stolzer."

Zu Ehren Bruce wurde in England eine Medaille geschlagen, auf welcher ein weiblicher Genius die Hülle von dem Haupte des Flügeltotens hebt, während die Inschrift lautet: „Niemand war es bis jetzt gelungen, dieses Haupt zu schauen!“ Es fanden sich auch Kritiker, welche das Verdienst Bruce nicht anerkennen wollten. Außerdem blieb lange Zeit unentschieden, welcher der beiden Flüsse, der Weiße oder der Blaue Nil, der Hauptarm des Nilstromes sei.

Die Frage kam von neuem in Fluß, als zu Anfang dieses Jahrhunderts die ägyptischen Paschas den Nil entlang auf Expeditionen auszogen. Längs des Stromes wurden türkische Forts errichtet und eines derselben, gerade an dem Zusammenflusse der beiden Nilarne, Chartum, schwang sich schon im Jahre 1830 zu einer Handelsmetropole von Nordostafrika empor. Im Jahre 1838 besuchte Mehemet-Ali seine neugewonnenen Länder. Als er den gewaltigen Weißen Nil erblickte, begann er sich von neuem für die uralte Frage des Caput Nili zu interessieren, und da er hörte, daß die weiterhin nach Süden gelegenen Länder nicht nur an Eisenstein, sondern auch an Gold reich sein sollten, beschloß er, Expeditionen zur Erforschung des Weißen Nils und seiner Nebenländer auszurüsten. Alle diese Unternehmungen erreichten nicht das gesteckte Ziel und kamen über den 4° n. Br. nicht hinaus. Die Nachrichten aber, welche über den ägyptischen Sudan verbreitet wurden, lockten nicht nur Naturforscher, sondern auch Händler dorthin; ein Strom von Eisenhändlern, die später Räuber und Sklavenhändler wurden, bemächtigte sich des unglücklichen Landes. Es waren das Leute, mit denen später Gordon und Emin zu kämpfen hatten.

Den Fluß hinauf sollte man jedoch die Nilquellen nicht entdecken; auf einem anderen Wege wurde das uralte Räthsel gelöst.

Deutsche Missionäre, die in englischen Diensten in Mombasa an der Ostküste von Afrika thätig waren, brachten die überraschende Kunde von schneebedeckten Bergen, die sie in Äquatorialafrika entdeckt hatten. Der Kilimandscharo und der Kenia bestätigten die Angaben des Ptolemäus von den Schneebergen an den Quellen des Nils und außerdem berichteten Krayf, Rebmann und Erhardt, daß sie von arabischen Handelsleuten, die mit dem Innern bekannt wären, Mittheilungen von einem oder mehreren großen Seen erhalten hätten. Erhardt fertigte sogar eine Karte dieser Seen an, die in den Verhandlungen der Königl. Geographischen Gesellschaft zu London 1856 veröffentlicht wurde.

Dieser Anregung folgten die Forschungsreisenden Burton und Speke und erblickten und entdeckten am 13. Februar 1858 den Tanganikasee. Während nun Burton nach verschiedenen Fahrten auf dem See, dessen Ende nicht erreicht wurde, auf seinen Vorbeeren ausruhte, unternahm der ihm untergebene Lieutenant Speke auf eigene Faust einen Forschungszug nach Norden. Am 30. Juli 1858 kam er an das Südende eines Sees, welchen die Eingeborenen „Nyanza“, d. h. See, die Araber „Ukerewe“ nannten. Von einem 200 Fuß hohen Standpunkt überblickte er nothdürftig die ungeheure Wasserfläche und war fest überzeugt, daß der See zu seinen Füßen die Geburtsstätte des Nilstromes sei. Er kehrte zu Burton zurück, dieser aber trat seltenerweise der Meinung seines Untergebenen nicht bei, erklärte vielmehr, daß der See, den Speke Viktoria Nyanza getauft hat, nur aus einer Reihe von Tümpeln und Teichen bestehe, und vertrat diese Ansicht auch nach der Rückkehr nach Europa aufs leidenschaftlichste. Die „Royal Geographical Society“ entsandte infolge dessen Speke zum zweitenmal nach Afrika, und dieser trat in Begleitung Grants die denkwürdige Reise an, auf der er durch die Gebiete, die heute Deutsch-Ostafrika bilden, an den Kitangele den mächtigsten westlichen Zufluß des Ukerewe, und an diesen selbst gelangte. Er befand sich hier im Gebiete Mtesas, des mächtigen Herrschers von Uganda, an dessen Hofe er allerlei Erlebnisse zu bestehen hatte. Es gelang ihm jedoch, sich den Durchmarsch nach Norden zu erzwingen, und am 21. Juli 1862 stand er endlich am Ufer des Nils und erreichte die Stelle, wo dieser den großen Nyanza bei den Niponfällen verläßt. In seinem Tagebuch schildert Speke den denkwürdigen Augenblick wie folgt: „Wir waren gut belohnt; denn die ‚Steine‘, wie die Waganda die Fälle nennen, waren

weitans der interessanteste Anblick, den ich in Afrika entdeckt habe. Alle meine Leute rannten sofort, sie zu sehen, obgleich der Marsch lang und ermüdend gewesen war, und selbst mein Stützenstuhl kam in Thätigkeit. Obgleich sehr schön, so war die Skizze doch nicht so, wie ich erwartet hatte, denn die breite Fläche des Sees war durch einen Bergausläufer von der Ansicht ausgeschlossen und die ungefähr 12 Fuß hohen Fälle, 400 bis 500 Fuß breit, waren durch Felsen gebrochen. Doch war es ein Anblick, der stundenlang fesseln konnte. Das Getöse des Wassers, die Tausende von wandernden Fischen, die mit aller Gewalt aus den Fällen heraussprangen, die Wasoga- und Wagandafischer, die mit ihren Booten herauskamen und sich auf den Felsen mit Ruthen und Haken postirten; die Krokodile und Hippopotamus, die schläfrig auf dem Wasser lagen; die Fähr, die oberhalb der Fälle im Gange war; Kinder, die zum Trinken an den Rand des Sees getrieben wurden: dies alles zusammen mit dem hübschen Rahmen des Landes — kleinere mit Gras gegipfelte Berge und Bäume in den Einsenkungen und Gärten an den unteren Abhängen — machte das Bild zu einem so interessanten, wie man es nur zu sehen wünschen konnte.

Der Zweck der Expedition war nun erreicht. Ich sah, daß der alte Vater Nil ohne Zweifel in dem Viktoria Nyanza entspringe, und daß, wie ich vorhergesagt hatte, jener See die große Quelle des heiligen Flusses sei.“

In Unjoro brachte Speke in Erfahrung, daß sich im Westen noch ein zweiter See befinden solle, war aber verhindert, dem Lauf des Nils zu folgen, und wandte sich direkt nach Norden. Am Weißen Nil traf er mit dem ihm entgegengegangenen Baker zusammen und veranlaßte ihn, weiter nach Süden vorzudringen. Der Erfolg dieses Zuges war die Entdeckung des kleineren Sees Luta oder Muta Njige, welcher zu Ehren des Gemahls der Königin Viktoria der Albert Nyanza genannt wurde. So wurden die Nilseen entdeckt, und wenn auch die Schneeberge des Kilimandscharo und des Kenia dem Quellgebiete des Nils ihre Hauptwasser nicht zufanden, so fand man etwas, was auch an die Mondberge der Alten erinnerte: das Land Unyamweji in dem Seengebiet bedeutete in der Landessprache das Mondland. Die Einzelheiten waren allerdings noch nicht klar, die Größe der Seen war nicht einmal annähernd bestimmt; Livingstone hatte indessen westlich vom Tanganika einen neuen Niesenstrom, den Qualaba, entdeckt, und bis Nyangwe verfolgt. Von dort floß dieser nach Norden. War auch dieser ein Quellfluß des Nils?

Zur Lösung dieser Frage wurde der durch die Auffindung Livingstones berühmt gewordene amerikanische Journalist Henry M. Stanley ausgesandt. Auf seiner großen Reise durch den dunklen Welttheil 1874—1877 stellte derselbe bekanntlich fest, daß der Qualaba der Kongo sei. Was die Nilquellen anbelangt, so bestätigten seine Untersuchungen zunächst die Richtigkeit der Entdeckungen Spekes, die durch Stanleys Aufnahmen vervollständigt wurden. Zum ersten Male wurde von ihm der Viktoria Nyanza umsegelt und als der größte See Afrikas erkannt. Unter den dunklen Punkten, die noch nach dieser Expedition über die Quellen des Nils übrig blieben, war namentlich einer von hervorragender Bedeutung, der Albertsee, über dessen Ausdehnung keine genaueren Nachrichten vorlagen.

Um diesen zu erforschen, sicherte sich der kühne Reisende den Beistand des Königs Mtesa von Uganda. Da die Bewohner um den Muta Njige sehr kriegerisch waren, erwirkte er sich von Mtesa ein Begleitcorps von 2000 Mann, mit dem er in Uzimba einrückte. Er kam glücklich an den See. „Er lag wie eine ungeheure Spiegelfläche, ruhig und blau, unter uns, nur an der Küste bemerkte man eine schmale, weißliche, von der aufsprühenden Brandung gezeichnete Linie. Die gegenüberliegende Küste war der hohe Berggrücken von Usongora, der nach meiner wegen Unklarheit der Atmosphäre etwas unsicheren Schätzung ungefähr 23 km entfernt lag.“ Mehr konnte Stanley von dem See aus eigener Anschauung nicht berichten, da die Eingeborenen ihm eine Kriegserklärung überbrachten und die Soldaten Mtesas, sowie die der Expedition zum Rückzug drängten. Von einer Anhöhe hatte Stanley nördlich von dem Muta Njige einen etwa 4500 m hohen Berg erblickt, den er Gordon Bennett nannte, und außerdem eigenartige Nachrichten von dem gebirgigen Lande Gambaragara und dessen Einwohnern gesammelt. Hier sind die Wohnsitze der hellfarbigen Völker, deren Hautfarbe ursprünglich weiß war. Die Rasse ist zwar sehr heruntergekommen, die

jüngste Durchforschung des Landes verspricht jedoch interessante anthropologische Aufschlüsse.

Zu derselben Zeit wurde im Norden der Albertsee von Komolo Gessi, einem der Offiziere Gordons, umfahren und viel kleiner, als man glaubte, gefunden. Stanley hatte somit in Erfahrung gebracht, daß zwischen dem Tanganika und Albertsee noch ein anderer See vorhanden sei, welcher von nun als der Muta Njige auf den Karten verzeichnet wurde, bis ihn Stanley neuerdings „Albert-Edwardsee“ taufte.

Seit Stanleys Anwesenheit am Muta Njige im März 1876 hat kein Europäer jene Gegend besucht und es blieb unentschieden, in welchen Strom sich der Muta Njige entleere, in den Nil oder in den Kongo. Emin hatte zwar am Südeinde desselben einen Zufluß, den Kasibbi entdeckt, glaubte aber, daß dieser Fluß von den Bergen von Msongora komme. Auf seinem Zuge zu Emin Pascha entdeckte Stanley zwischen dem Albertsee und Muta Njige einen neuen hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Berg, den Ruwenzori, und in seinen Briefen, die er aus Innerafrika durch Vermittlung Tippu-Tips nach Europa gesandt hatte, war er nach seinem ersten Aufenthalt bei Emin der Meinung, daß eben wegen dieser hohen Berge zwischen den beiden Seen keine Verbindung bestehe und der Muta Njige dem Kongobecken zuzuzählen sei.

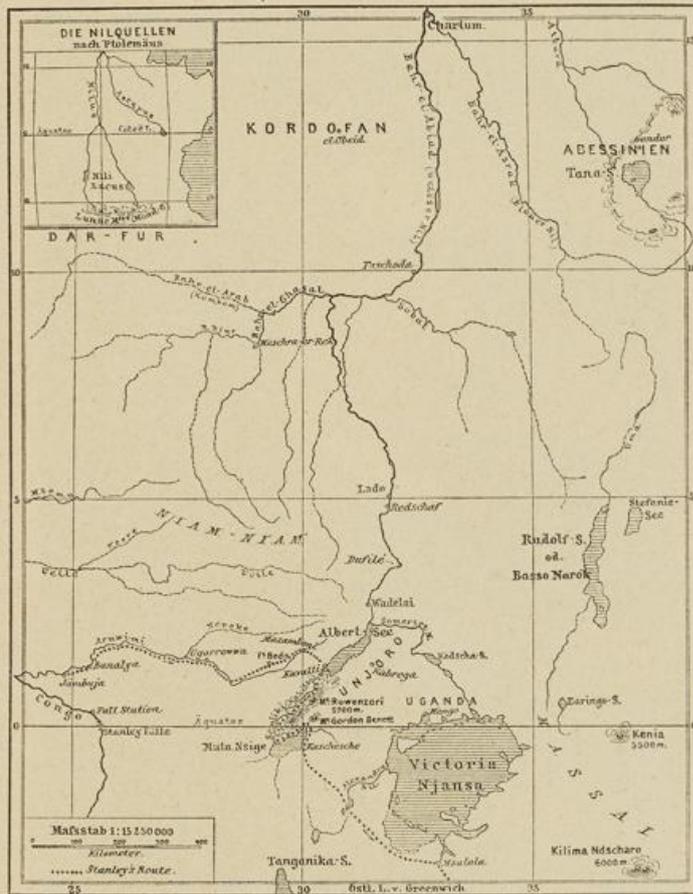
Erst als Stanley mit Emin den Rückzug antreten mußte, nahm er den Weg über jenes Gebirgsland zwischen den beiden Seen und nun begannen die überraschenden Entdeckungen. Es wurde der Kasibbi oder Semliki verfolgt und als Verbindungskanal zwischen dem Muta Njige und Albert Nyanza erkannt. Gegen fünfzig Flüsse, die von den Bergen kommen, führen ihm große Wassermassen zu, und die Berge des Ruwenzori, die schneebedeckte Gipfel haben, sollen in der Sprache der Eingeborenen wirklich „Mondberge“ heißen!

So haben wir endlich nach Jahrtausende langer Forschung die südwestlichsten Quellen des heiligen Stromes entdeckt und das bestätigt gefunden, was die alten Geographen berichteten. Was noch zu thun übrig bleibt, das ist nur die Feststellung von Einzelheiten. Das allein stempelt die jüngste Expedition Stanleys zu einer der denkwürdigsten aller geographischen Reisen. Allem Anschein nach wird aber auch die Anthropologie von ihr großen Nutzen ziehen. Das wilde Zwergvolk, von dem schon Homer gesungen und von dem uns Schweinfurth die erste sichere Kunde gebracht hat, war bis jetzt nur als ein nomadischer Jägerstamm bekannt, der auch im südlichen Kongobecken anzutreffen war. Stanley hat in den Waldwüsten des Aruwimi gegen 150 Dörfer dieser Zwergvölker berührt und deren Gesichtslichkeit im Pfeilschießen bitter empfinden müssen. Die Leute Emin's erkannten in ihnen die „Affas“ Schweinfurths, die Zwergvölker selbst aber nannten sich „Batua“ — ebenso wie die Zwergstämme, die in den Waldwüsten des südlichen Kongobeckens leben!

Den düstern Urwäldern von Uregga, die wir aus den Schilderungen Stanleys auf seiner ersten Kongofahrt kennen, steht jetzt der Wald vom Aruwimi zur Seite. Stanley schildert ihn in einem seiner Briefe: „Stellen Sie sich einen dichten Wald Schottlands vor, der das Unterholz eines Hochwaldes von 30 bis 45 m Höhe bildet, ein unlösbares Gewirr von Dornsträuchern, in welches niemals das Sonnenlicht dringt; Bäche, die träge in dem Schilfdickicht dahinsickern; von Zeit zu Zeit einen tieferen Strom. Stellen Sie sich vor, diese wunderbare Vegetation in den verschiedenen Epochen ihrer Entwicklung in üppigem Wachstum oder düsterem Zerfall; die jungen frischen Pflanzen einen todten Niesen des Waldes umschlingend. ... Das Summen allerlei geflügelter Insekten begleitet das Geschrei der Affen und der Vögel. Von Zeit zu Zeit zeigt sich eine Herde Elefanten und verschwindet sofort in den Tiefen des Waldes. Manchmal lauert ein häßlicher Zwerg in dem Dickicht und schnell gegen uns den vergifteten Pfeil ab, oder ein athletischer Eingeborener steht da, mit erhobenerm Speer, unbeweglich wie eine Bildsäule und verfolgt unsern Marsch mit stummen Blicken. ... Strömender Regen, eine unreine, Fieber und Malaria erzeugende Luft — und die Nacht, die ewige Nacht, die uns wie ein Mantel umhüllt. ... Das war der Schauplatz unseres Daseins während fünf Monate!“

Auf dem ersten Marsche durch diesen Wald verlor Stanley die Hälfte seiner Mannschaft, und die Schwierigkeiten und Kämpfe, die er zu bestehen hatte, als er seinen Nachtab mit den Munitionsvorräthen wieder nach dem Albertsee führte, sollen die größten gewesen sein, die er auf seinen Reisen erlebt hatte. Doch die Einzelheiten dieses Zuges sind ja durch die Tagespresse zur Genüge bekannt. Emin's Provinz, ein Bollwerk der Kultur, ist gefallen, aber

wir können uns aufrichtig freuen, daß die tapferen Männer aus dem Herzen Afrikas wohlbehalten die Küste erreicht haben und daß Emin sich von den Folgen des schweren Sturzes wenn auch langsam erholt. Aus Stanleys Berichten erkennen wir, daß die arabischen Sklavenjäger den Aruwimi entlang immer weiter fegend und mordend gegen den Albertsee vordringen, und so werden die Ägypter, die noch im Sudan geblieben sind, bald aufgerieben werden. Vielleicht haben sich schon heute die Araber des Nordens und des Südens die Hand gereicht und herrschen unumschränkt von den Grenzen Ägyptens bis zum Abassisee. In der Nähe des Mondgebirgs ist ein herrliches Land entdeckt worden, Weiden, deren Anblick die amerikanischen Hirten mit Neid erfüllen würde. Leider ist nur der Augenblick, in welchem dem Entdecker der Kulturträger folgen konnte, in unbestimmte Fernen entrückt! In den Annalen des menschlichen Wissens wird aber diese Expedition unvergänglich bleiben, denn durch sie ist die Arbeit von Jahrtausenden gekrönt — von dem „Haupt des Nils“ der letzte Schleier gehoben worden.



Vorläufige Skizze der Nilquellen nach den neuesten Angaben Stanleys.

Deutsche Bühnenleiter.

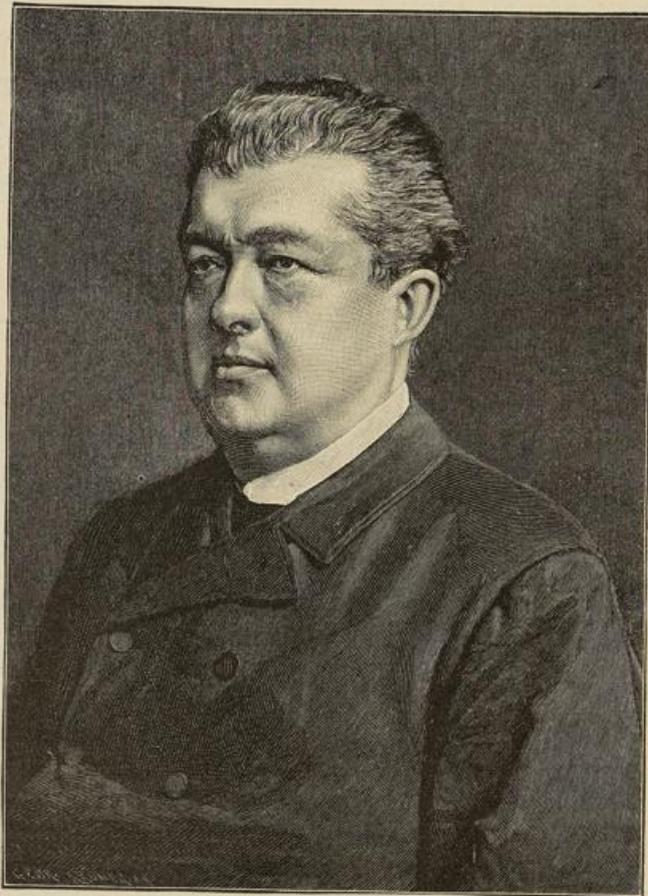
Dr. August Förster.

Es war unsere Absicht, den Lebensbildern deutscher Bühnenleiter in der „Gartenlaube“ binnen kurzem das August Försters folgen zu lassen. Da trifft die Kunde von seinem jähen Hingang ein, der ihn am 22. Dezember mitten aus voller Schaffenskraft herausriß, und uns bleibt nichts übrig, als den wohlverdienten Ehrenkranz, den wir gern dem Lebenden dargereicht hätten, nunmehr dem Todten um das stille Haupt zu flechten.

Dr. August Förster ist im Jahre 1828 zu Lauchstädt geboren; er studierte in Halle Philologie und erwarb sich in Jena den Doktorhut. Aber bald darauf betrat er statt des Katheders die Bühne, zu der ihn eine unbezwingliche Neigung hinzog; wir finden ihn zunächst thätig an kleineren thüringischen Theatern, dann in Posen, Stettin, Danzig und Breslau. Im Jahre 1858 gewann ihn Laube für das Wiener Burgtheater, an welchem Förster schon früher als Gast aufgetreten war, und das glänzende Lob Laubes hat nicht wenig dazu beigetragen, daß er nach Friedrich Haases Abgang im Jahre 1876 die Direktion des Leipziger Stadttheaters erhielt, die er bis zum Jahre 1882 mit gutem Erfolg führte. Zwar war er in der Pleißestadt nicht gerade auf Rosen gebettet und manche seiner Maßnahmen begegnete lebhafter Opposition, die sich besonders längere Zeit hindurch auch gegen seinen Operndirektor Angelo Neumann richtete, bis die künstlerische That, zu welcher der letztere die Anregung gegeben hatte, die erste Aufsjührung der „Nibelungen“ an einem stehenden Theater, womit Leipzig allen Hofbühnen vorausging, die öffentliche Meinung zu Gunsten der Direktion umstimmte. Es war das damals ein großes Wagniß; die Kosten waren überaus bedeutend; aber der vollkommene künstlerische und finanzielle Erfolg belohnte die Kühnheit der Unternehmer. Im Schauspiel zeigten sich die Vorzüge von Försters dramaturgischer Bildung bei der glänzenden Leitung der Proben wie beim Einstudiren der Schauspielkräfte. Fräulein Wessely, die als Anfängerin von der Wiener Theaterakademie nach Leipzig gekommen war, wurde in Försters Schule eine hervorragende Schauspielerin, die „Schöne Helena“: Frau Geisinger zu allgemeiner Bewunderung eine stilvolle Tragödin.

Im Jahre 1883 trat Förster als Sekretär und Mitleiter des „Deutschen Theaters“ in Berlin an die Seite von L'Arronge. Das neue Kunstinstitut erwarb sich bald eine geachtete Stellung unter den Berliner Theatern, in der Aufführung klassischer Dramen und neuer dichterischer Erzeugnisse von Werth mit dem königlichen Schauspielhaus wetteifernd. Dr. Försters Regietalent, sein unermüdlicher Eifer waren ein wesentlicher Faktor, der diesen Erfolg mit herbeiführen half. Als im Jahre 1888 der Ruf an ihn erging, von der Spree an die Donau überzusiedeln und die Leitung des Burgtheaters zu übernehmen, da trennte er sich schweren Herzens vom Deutschen Theater und gab seine Stellung erst auf, als ihm von Wien aus die günstigsten Bedingungen zugesichert wurden.

Seit etwas mehr als einem Jahre stand Förster an der Spitze des Wiener Hofburgtheaters, und er war gewiß der geeignete Mann dazu; nach Laubes eigenem Zeugniß mußte er als der durchaus befähigte Leiter dieses Instituts erscheinen und der „Alte“ würde gewiß mit der Wahl dieses Nachfolgers einverstanden gewesen sein. Groß waren allerdings die Schwierigkeiten, die Förster zu überwinden hatte. Es waren Lücken im Personal auszufüllen und auch das neue Theatergebäude in seiner jetzigen Gestalt fand durchaus nicht allgemeinen Anklang. Man glaubte manches an der Musik aussetzen zu sollen und überhaupt hatte sich das Publikum an



die traulichen alten Räume gewöhnt, der größere Rahmen war den Kabinettsstücken des Konversations-schauspiels, durch welche das Burgtheater sich vorzugsweise glänzenden Ruf verschafft hatte, nicht günstig. Auch der begabteste Kunstleiter kann dieser Schwierigkeiten allein nicht Herr werden, da sie nicht auf seinem eigensten Gebiete liegen; er kann nur ihre Ursachen erkennen und auf Abhilfe dringen. Was aber die innere Reform und Fortbildung des Theaters betrifft, so war August Förster jedenfalls der berufene Bühnenleiter des Wiener Hofschauspiels. Er war mit den Verhältnissen dieses Theaters genau vertraut, kannte die Geschmacksrichtungen des Publikums, die litterarischen Strömungen in der Donaufstadt und hatte stets mit Bezug auf dramaturgisches Urtheil, auf litterarische Bildung und schriftstellerische Gewandtheit unter den deutschen Direktoren einen hervorragenden Rang eingenommen. Sehr zu bedauern war nur, daß Försterschauspielerische Thätigkeit durch seine neue Stellung lahm gelegt wurde. Durch Wahrheit der Darstellung, meisterhafte Rhetorik, wo sie angebracht

war, und durch gesunden Humor hatte er stets glücklich gewirkt: wir erinnern nur, was die beiden letzten Vorzüge betrifft, an seinen Nathan und Stadtmusikant Miller, an seinen König Friedrich Wilhelm I. in „Jopf und Schwert“ und an seinen Snoughton in „Pitt und Fog“. Eine vorzügliche Leistung auf dem Gebiete der Tragödie war sein Erbförster in Otto Ludwigs gleichnamigem Trauerspiel.

Was seine schriftstellerische Thätigkeit betrifft, so war Förster in den verschiedensten Sätteln gerecht. Er hat für einzelne Zeitschriften größere Aufsätze aus dem Bereiche seines Fachs geschrieben, welche sich durch innern Gehalt und Gewandtheit der Darstellung auszeichnen; er hat nicht nur zahlreiche französische Stücke für die Bühne bearbeitet, was er früher oft in Gemeinschaft mit Heinrich Laube gethan; er hat neuerdings auch spanische Lustspiele mit Erfolg dem deutschen Theater zu eigen gemacht.

So stand Förster mitten in einem hoffnungs- und erfolgreichen Schaffen, als der Tod ihn abrief, ein Tod, so jäh und unvermittelt, wie er nur an den Menschen herantreten kann. Das glänzende Haus des Hofburgtheaters aber hüllte sich in Trauer, während draußen die Weihnachtsfreude ihre Wogen schlug.

Rudolf v. Gottschall.

Am Rheinfall bei Schaffhausen.

Von Emil Bittershaus.

Ich sah mit einem schönen Kind
 Am See in grüner Lauben;
 Ich ließ der Furka rauhen Wind
 Um meine Schläfe schnauben.
 Ich sah den Nar, der einsam schweift
 Um Schroffer Felsen Glazen,
 Den Gletscher, der hintergreift
 Ins Thal mit ei'gen Tazen. —

Und in der Alpen hehrem Reich,
 Wo grane Bäche quellen,
 Fühlt' ich mich einem Sandkorn gleich,
 Verweht von Sturm und Wellen.
 Wo matt das letzte Grün verdorrt
 In ew'gen Winters Walten,
 Da sucht das Herz umsonst das Wort
 Zum Liede zu gestalten!

Und weiter hab' den Wanderstab
 Geseht ich auf der Reise —
 Hurrah, da kommt ein wilder Knab'
 Vom Schnee und aus dem Eise!
 Das ist im Jünglingstroz der Rhein
 Mit Toben und mit Brausen,
 Und er versucht sich schon im „Wein“
 Im Lande von Schaffhausen!

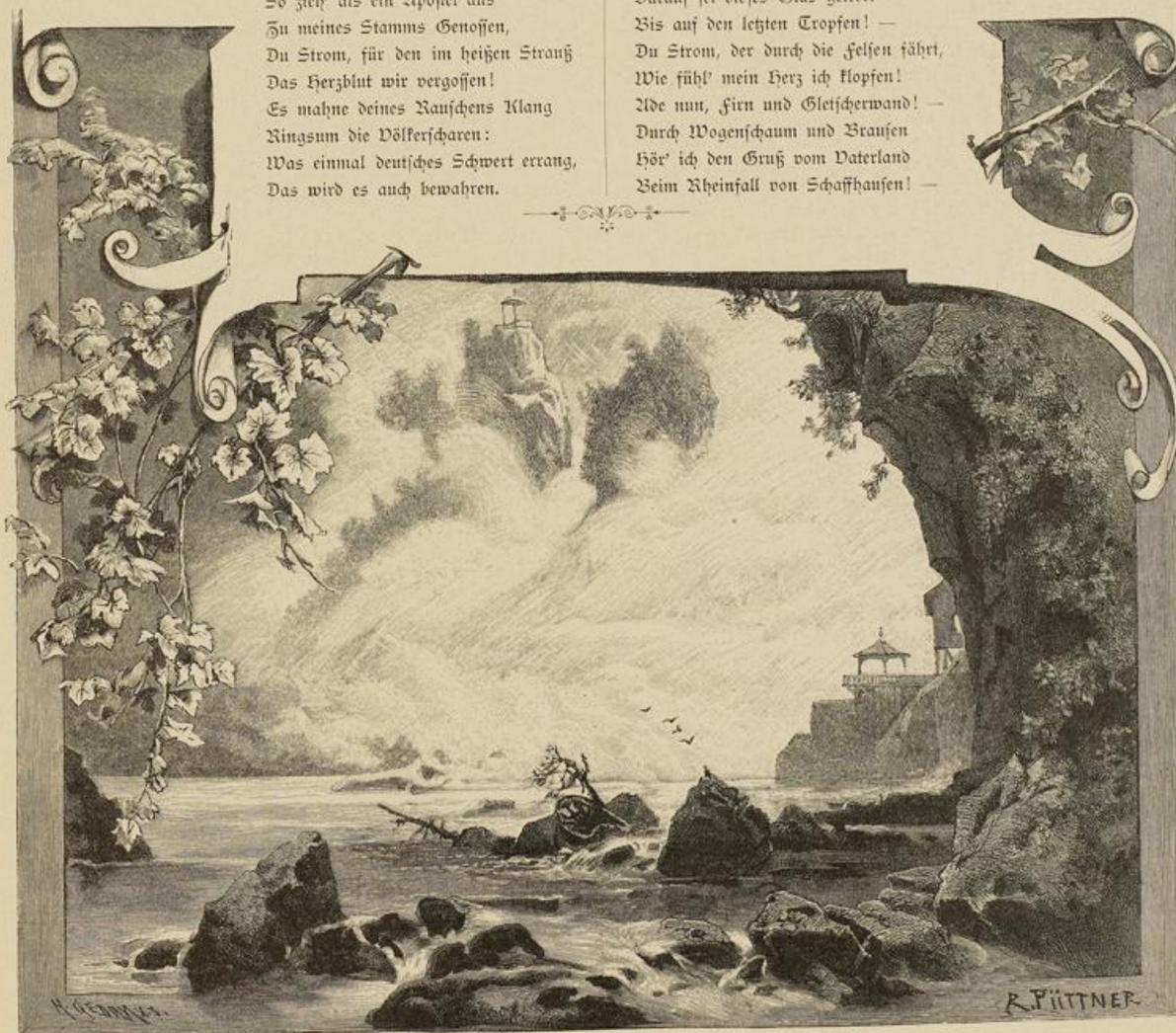
Doch Lehrlingsarbeit bleibt es noch,
 Man kann dabei nicht lachen. —
 Getrost! Der wird als Traubenfuch
 Sein Meisterstück schon machen!
 Im Ranzen trug ich lang mit mir
 Ein Gläschlein von dem Besten —
 Ein volles Glas! Nun weih' ich's dir,
 Sohn aus den Eispalästen! —

Beim Feuertrank, so goldig klar,
 Da wird es mir zu Sinne,
 Als küßte mich das Lippenpaar
 Der schönsten Wingerinne!
 Da fühl' ich mich so jung, so jung,
 Da sprossen mir die Lieder,
 Da spüre ich den vollen Schwung
 Der Jugendjahre wieder!

Dir, Stürmer, sei dies Glas geweiht
 Und laß den Wunsch mich sagen:
 Den Geist aus deiner Jünglingszeit
 Den sollst du thalwärts tragen!
 Wohin des Wegs du wandern mußt
 Durch Wiesen, Wald und Reben,
 Da hauch' in jede Mannesbrust:
 Die Freiheit ist das Leben!

So zieh' als ein Apostel aus
 Zu meines Stamms Genossen,
 Du Strom, für den im heißen Strauß
 Das Herzblut wir vergossen!
 Es mahne deines Rauschens Klang
 Ringsum die Völkerscharen:
 Was einmal deutsches Schwert errang,
 Das wird es auch bewahren.

Darauf sei dieses Glas geleert
 Bis auf den letzten Tropfen! —
 Du Strom, der durch die Felsen fährt,
 Wie fühl' mein Herz ich klopfen!
 Ade nun, Firn und Gletscherwand! —
 Durch Wogenschaum und Brausen
 Hör' ich den Gruß vom Vaterland
 Beim Rheinfall von Schaffhausen! —



Quitt.

Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ja, alles war still und leer geworden, und doch wurden Opiz und seine Freunde beobachtet, nicht von Gästen draußen, deren es kaum noch gab, wohl aber von Gästen, die drinnen im Ernsterischen Hause saßen und durch die Fenster der Gaststube nach der Holzlaube hinübersehen, kleine Leute von Euerjeffen und Wolfshau her, Freunde Lehnerts, Führer und Träger, auch wohl Pöfcher und Wilderer, die hier wie herkömmlich nach dem Gottesdienst ihren Sonntag feierten. Allen gemeinsam war das Gedienthaben bei den „Görliern“ oder den Siebenundvierzigern oder den Königsgrenadieren in Liegnitz, und kaum einer befand sich unter ihnen, der nicht die Kriegsgedenkmünze getragen hätte. Von einer richtigen Mahlzeit war nicht die Rede, sie begnügten sich mit einem „Grünen“ oder einer Stonsdorfer und die kleine Stummelfeife ging nicht aus.

„Opiz läßt heute was drauf gehn,“ sagte der dem Fenster zunächst Sitzende. „Wenn ich recht gezählt hab', ist er schon beim dritten Seidel und sieht aus wie'n Puter. Ihr sollt sehen, er trinkt sich noch den Schlag an den Hals, und eh' man den Schaden recht besieht, ist er um die Ecke.“

„Du mußt ihm heute was zu gute halten, Schmidt. Siebenhaar hat ja gepredigt, als ob Krummhübel und Wolfshau so was wie Sodom und Gomorcha wären. Und so was hört Opiz gern. Und was ihn am meisten gefreut haben wird, nu das war, daß Siebenhaar immer nach der Ecke hin sah, wo Lehnert Menz saß, und es hätte bloß noch geseht, daß er ihn beim Namen genannt hätt'. Und ich sah auch, wie Lehnert sich verärbte.“

„Ja,“ sagte Schmidt. „Und dabei hat Lehnert noch 'nen Stein bei ihm im Brett und ist eigentlich sein Liebling. Daß er ihn, weil er so sündig und anschlägig war, auf die Schule nach Jauer geschickt hat, na, das wißt Ihr, und nun nimmt er doch Partei für den Opiz, der den Lehnert zwei Monat ins Jauerische Amtsgefängniß geschickt hat. Ich versteh den Alten nicht und ich kann es mir mit seiner Predigt bloß so denken, daß er ein Unglück verhüten will. Er weiß, daß es beide harte Steine sind und daß es kein gutes Ende nimmt, wenn nicht Friede wird. Einer muß klein begeben und der eine muß Lehnert sein, weil es Opiz nicht sein kann. Er is doch nu 'mal ein Mann im Amt und sozusagen im Recht. Hof's der Teufel, daß ich das sagen muß. Und da hat Siebenhaar ihn warnen wollen, ich meine den Lehnert, und ihn ermahnen, daß er zu Kreuze kriecht.“

„Es wird aber nicht helfen. Is alles ein alter Schaden noch von den Soldaten her und nun schon sieben Jahre zurück. Opiz ist ein Quäler und Schuster und war es immer. Er hat ihn diktaniert vom ersten Tag an, ich weiß nicht warum. Ich glaube, Lehnert war ihm zu forsch und zu freiweg und nicht unterthänig genug, und ich erinnere mich, daß das ein ewiges Schnauzern war. Das will ein Jäger sein, Du mein Gott, der Menz hat keinen Zug im Leibe, der Menz hat keine Ehre, der Menz hat keine Schneid'. Und so ging es weiter und nahm kein Ende, bis Menz den kleinen Fähnrich von Uttenhoven aus dem Wasser zog. Opiz natürlich spöttelte bloß, als sei's nichts gewesen, keine vier Fuß tief und der Fähnrich so leicht wie 'ne Feder; als dann aber die Medaille kam, da mußte Opiz still sein und von nicht Ehre und nicht Schneid' war keine Rede mehr. Ich sage Euch, Major Griespenferl, der damals das Bataillon hatte, der hielt eine Rede, Donnerwetter, der verstand es, das ging an die Nieren, und hätte sich alles wieder zurecht gezogen, wenn nicht der Krieg gekommen wär' und die Geschichte mit dem Kreuz. Opiz hat ihm das Kreuz gestohlen. Eine ganz verdammte Geschichte . . .“

„Warst Du denn mit dabei?“

„Nein. Aber so gut wie mit dabei, denn ich stand in demselben Zug und habe den ganzen Spektakel, der nachher kam, mit erlebt. Alles war für Menz. Aber Opiz, der sich bei seinem Hauptmann — es war ein neuer, der alte war gefallen — in Thee gesetzt hatte, das versteht er, denn nach oben hin kriecht er und nach unten hin tritt er und schubriegelt er. Opiz, sag' ich, wußt' es so zu drehen, daß Lehnert leer ausging und das Nachsehen hatte. Und von dem Tag an war der Unfrieden wieder da.“

„Wie war es denn eigentlich? War es denn noch bei Sedan? Lehnert spricht nie davon.“

„Nein, bei Sedan war es nicht. Bei Sedan, das war Spaß, trotzdem wir fünf Minuten lang scharf drinsteckten. Aber das ging vorüber wie 'ne Regenbunche. Nein, dies war im Winter, als der französische General . . . nu, Donnerwetter, wie hieß er doch? Bazaine war es nicht . . .“

„Ducrot.“

„Richtig, Ducrot . . . als der seinen letzten Ausfall machte. Die dritte Kompagnie hielt die Vorderreihe von St. Cloud, und in dem Eckhause rechts, dran die große Straße vorbeiläuft, lagen zwölfs Jäger von uns unter Oberjäger Jaczewski, und bei diesen zwölfsen war auch Lehnert. Nun, daß ich's kurz mache, die ganze Linie mußte zurück und der Angriff ging zuletzt auf das Eckhaus, das der Punkt war, auf den es ankam. Ging das Eckhaus auch verloren, so nahm man uns in die Flanke. Jaczewski fiel und das Kommando kam an Lehnert und da war bald keiner mehr, der nicht einen Denzettel weggeholt hätte; Lehnerten, das hab' ich nachher gesehen, wurde der Gefreitenknopf und der Ohrzüpfel weggeschossen. Aber er wollte nichts von Uebergabe wissen und hielt aus, bis Unterstützung kam und die ganze Linie wieder genommen wurde.“

„Und kein Kreuz? Das begreife wer kann! Du mein Gott, da waren doch die Aussagen der Leute!“

„Ja, die Aussagen der Leute. Die Leute, die lagen verwundet im Lazareth und ließen sich natürlich betimpeln und beschwären und sagten aus, was Opiz ihnen vorredete. Jaczewski habe das Kommando gehabt und Jaczewski sei gefallen . . .“

„Aber bist Du denn auch sicher, daß Opiz unrecht hatte? Menz ist ein forsch'rer Kerl, aber er dünkt sich was, weil er auf Schulen war, und ist eitel und hält sich für mehr als er ist. Er hat einen Nagel.“

„Ja, den hat er und es ist schwer, Friede mit ihm halten. Er hat so was wie Opiz selber und ist gleich aus dem Häuschen. Aber eins muß doch wahr bleiben, er is ein guter Kerl und ein guter Kamerad und dabei grundehrlich und läßt keinen im Stich, und wenn man ihn nicht reizt und ihn nicht widerspricht und ihm in seinem Willen zu Willen ist, dann ist er wie'n Kind und man kann ihn um den Finger wickeln.“

„Das sag' ich auch. Und wenn Siebenhaar es recht angefangen hätte, na, dann hätt' er Opizen angepredigt und dem ins Gewissen geredet und von den Geizigen und Hartherzigen gesprochen, die nicht ins Himmelreich kommen. Aber er hat den Spieß umgedreht und hat Opizen recht gegeben. Und das ist nicht recht. Denn Opiz ist ein Narr und ein Quälgeist, und ich wollte bloß, er tränke sieben Seidel und hätte seinen Schlag weg. Dann wären wir ihn los und das arme Volk wär' ihn los, das in den Wald geht, und könnte sich ruhig sein bißchen Holz holen.“

„Und wir könnten einen Spieß wegziehen, ohne Gefahr und Gericht. Und das ist doch immer die Hauptsache!“

4.

Opiz hatte keine Eile, nach Hause zu kommen, und die dritte Nachmittagsstunde war fast schon heran, als er aufbrach und seinen Weg nach der Wolfshauer Försterei hin fortsetzte. Der alte Förster von der Amentkapelle blieb noch im Ernsterischen Lokale zurück, ebenso Grenzjäger Kraak, und nur Lehrer Wonneberger, der bis zur Obermühle hin denselben Weg mit Opiz hatte, schloß sich ihm an. Es war ein in wunderlichen Sprüngen gehendes Gespräch, das sie führten, erst über den Papst und das neue Dogma, dann über Mac Mahon, der viel zu gut für die Franzosen, und über den Corpskommandeur in Breslau, der zu lang im Dienste sei. All dies erledigten sie übrigens in kurzen Sätzen, um dann um so ausführlicher auf das Nächstliegende einzugehen, auf Siebenhaar, auf Erner, Vater und Sohn, auf den alten Laboranten Höfel mit seinem Melissengeist und seinen Wundertropfen und auf das Blütmädel, „die schwarze Marie“.

„Die Marie soll sich ja verheirathen wollen,“ sagte Wonneberger. „Ist es denn richtig, daß sie Kunstreiterin war und als Kind durch fünf Papierreifen gesprungen ist?“

„Ich habe sie nicht gezählt und es mögen wohl auch ihrer sieben gewesen sein. Aber fünf oder sieben, es ist eine forliche Person und sie hat so was, was nicht jede hat, und wenn sie so das Essen bringt und die Messer und Gabeln über den Tisch hinfliegen läßt, wie die chinesischen Messerspieler, dann denk' ich immer, es geht wieder los. Haben Sie 'mal solche Messerspieler gesehen?“

„Ei freilich, einen Messerspieler und einen Degenschlucker. Und waren noch dazu Brüder. Das Runterfchlucken ging noch; aber wenn er dann die lange Klinge wieder 'raus holte . . . na, so was wird die Marie doch wohl nicht gemacht haben.“

„Wer weiß! Sie hat so was Bieziges und da geht alles. Und dann, lieber Wonneberger, Sie glauben gar nicht, was die Weiber alles können, wenn sie wollen. Sie können eigentlich alles und wenn ich höre, Marie hat einen Windmühlflügel mit der Kniefehle festgehalten . . . aber hier ist ja schon die Mühle . . . Nu Gott befohlen, Wonneberger, und stecken Sie nicht immer mit dem Menz zusammen. Er hat jetzt seine zwei Monat' abgeessen und wenn ich ihn recht kenne, so ruht er nicht eher, als bis er die zwei Monat' auf zwei Jahre gebracht hat. Er ist ein Thunichtgut und, was schlimmer ist, ein Uebermuth und ein hochfahrender Schlingel, der große Kofinen im Sack hat. Aber ich werde sorgen, daß sie kein werden.“

Wonneberger wollte was zur Bertheidigung sagen, weil er eigentlich eine Liebe für Lehnert hatte. Dpiz unterbrach ihn aber und fuhr fort: „Und Sie wissen doch, Freund, die Lehrer sollen ein gutes Beispiel geben. Der Liegnitzer Schulrath paßt auf und da steht man im schwarzen Buch, man weiß nicht wie: Reputation, Wonneberger! Immer aufpassen und nie vergessen, daß man Vorgesetzte hat und daß man dem Staat dient und daß man mitzählt. Alles andere gilt nicht und wenn es gelten will, ist es Hochmuth und Unfimm. Und nun Gott befohlen, Wonneberger. Und nehmen Sie sich in acht, wenn Sie weiterhin über's Wasser müssen; die Brücke ist weggeschwemmt und die Steine sind glatt und Sie sind nicht mehr ganz fest auf den Beinen. Adieu, Wonneberger! Sie sind eigentlich ein guter Kerl, eine gute Schulmeisterfelle. Kommen Sie her, Sie sollen noch einen Kuß haben.“

Und nun schieden sie wirklich und während der Lehrer höher bergan stieg, stieg Dpiz einen Abhang nieder, der ihn unten, an einem Waldsaume hin, auf die Wolschauer Gemartung führte. Freundliche Häuser waren über einen weiten Wiesengrund hin ausgebreitet, durch den die Pomniß schöß, an deren diesseitigem Ufer das Forsthaus, mit dem Hirschgeweih am Giebel, anfragte. Dpiz, der jeden Steg kannte, nahm seinen Weg über eine hoch in Blumen und Gräsern stehende Wiese hin und eh' er noch bis auf hundert Schritt an seine Gartensforte heran war, schlug der große Kettenhund an und die bis dahin stumm hinter ihm her trollende Diana antwortete mit einem kurzen Blaff.

Und wenige Minuten später überschritt Dpiz die Schwelle seines Hauses.

* * *

Frau Dpiz, eine hagere Frau mit tiefliegenden dunklen Augen, die einmal schön und lachend gewesen sein mochten, jetzt aber nur noch geängstigt in die Welt blickten, empfing ihren Mann und fragte, ob sie decken und das Mittagbrot austragen solle.

So zaghaft die Worte klangen, so klang doch auch was von Vorwurf und Anklage heraus, was Dpizen, trotz seiner Unnebeltheit, nicht entging.

„Ach was, Bärbel, Mittagbrot! Was soll das wieder! Wenn ich nicht da bin, bin ich nicht da. Du sollst nicht auf mich warten, ein für allemal. Alles bloß Eigensinn, und mir zum Tort wird das Essen bei Seite gestellt und schmort in der Schüssel, daß es wie Leder aussieht und wie Leder schmeckt. Ich will Ordnung und Stunde halten, so soll's sein, und wenn ich die Stunde nicht halte, weil ich sie 'mal nicht halten will, nun dann will ich sie nicht halten und will nicht dran erinnert sein, am wenigsten durch Deinen Schmorbraten und Dein Jammergeschicht, in dem immer so was liegt, was mich ärgert und was ich nicht leiden kann.“

Diana, müde von dem weiten Marsche, war auf den Groß-

vaterstuhl gesprungen und wollte sich's eben bequem machen. Aber das paßte Dpizen schlecht. „Ist denn alle Welt verrückt geworden?“ rief er, und den Hund beim Fell packend, warf er ihn auf die Erde und gab ihm einen Fußtritt. Dann ging er auf einen Schrank zu, nahm eine mit Rohr umflochtene Flasche heraus und trank. Es war Kirchwasser, zu dem er, mit oder ohne Grund, das Vertrauen hatte, daß es „niedererschlage“. Dann hing er den Staatsrock an den Kiegel, machte die Krawatte weiter und warf sich, einen Stuhl heranschiebend, aufs Bett. Und keine halbe Minute mehr, so hörte man nur noch sein Athmen und Schnarchen. Diana troch unter den Stuhl und die Frau Försterin verließ leise die Stube; draußen in der Küche aber setzte sie sich zwischen Wand und Herd und ließ sich von Christine, die seit etwa zwei Jahren in ihrem Dienste stand, die Kaffeemühle geben und begann sofort ein allerintimstes Gespräch. Denn in einem ihr eigenthümlichen Klagen über Ehe zu sprechen, war ihr so ziemlich das Liebste vom Leben, auf das sie nicht verzichten mochte, trotzdem sie wohl wußte, daß Christine durchaus abweichender Meinung war.

„Es war ihm wieder nicht recht, Christine! Und wenn ich es nicht warm stelle, ist es auch nicht recht. Er redet immer von Ordnung, aber jeden Tag hat er eine andere. Heb' ich was auf, weil er zu spät kommt, dann ist zwölf Uhr Ordnung und darf nichts aufgehoben werden, und heb' ich nichts auf, dann ist es Ordnung, daß eine Frau was aufhebt. Und immer grob und bullrig. Ich sage Dir, Christine, heirathe nicht! Du steckst so mit dem Lehnert zusammen, aber glaube mir, einer ist wie der andere.“

„Nein, Frau Försterin, Lehnert ist doch ganz anders.“

„Ja, das sagt Ihr, das sagt jede; jede denkt, ihrer ist besser und ihr wird der Kuchen besonders gebaden. Aber dem ist nicht so. Freilich hat er nicht solchen kurzen Hals wie Dpiz und die Kurzhalsigen sind immer die schlimmsten, das ist wahr und kann ich nicht bestreiten, aber es bleibt doch dabei, sie sind sich gleich, oder wenigstens sehr ähnlich. Sie quälen uns bloß, heute mit Eifersucht und morgen mit Liebe.“

„Na, mit Liebe, das ginge doch noch, Frau Dpiz; das is doch nich schlimm! Liebe, denk ich mir, is die Hauptsache.“

„Ja, Kind, das sagst Du wohl, weil Du noch jung bist. Da sieht es so aus. Aber nachher ist es alles anders und mit der Liebe auch. Und wenn man dann alt ist, ist man bloß noch dazu da, sich schimpfen und schelten zu lassen und Strümpfe zu stopfen und einen Knopf anzunähen.“

Christine verscherte das Gegentheil und schon ihre Mutter selig habe immer gesagt: „Christine, heirathen mußt Du, heirathen muß der Mensch! Und die, die viel schimpfen und schlagen, die sind auch gut und mitunter sind es die besten.“ „Und dann, Frau Dpiz, ich habe doch auch schon gesehen, daß er Ihnen einen Kuß gegeben hat, und da waren Sie doch ganz vergnügt und so . . . ja, ich weiß nicht recht wie . . . Nein, nein, Frau Dpiz, ich lasse mir nichts weismachen. Ich bin für heirathen, und wenn Lehnert nicht will, nu, dann will er nicht, dann will ein anderer. Ich werde schon einen finden. Und ich weiß auch, wie man's machen muß. Man muß nur immer fidel sein und immer ja' sagen und nichts merken von dem, was man nicht merken soll. Dann kann man hinterher machen, was man will. Ach, liebe Frau Dpiz, Sie verstehen es nicht, Sie sehen immer aus, als ob einer gestorben wär' oder eben dabei wär', und das können die Männer nicht leiden. Nein, nein, Frau Dpiz, ich heirathe!“

Und während sie noch so sprach, nahm sie den Kessel vom Herd und brühte den Kaffee. „Nicht zu viel Wasser, Christine, nicht zu viel!“ warnte die Frau; „Du weißt doch, daß er ihn gern stark hat, und weißt auch, was er immer dabei sagt: ‚Schwarz wie der Tod und heiß wie die Hölle, was mir immer einen Stich ins Herz giebt. Denn man soll vom Tod nicht so reden und am wenigsten, wenn man ein Förster ist. Da ist der Tod da, man weiß nicht wie. Und schlagflüssig ist er auch und von dem verdammten starken Bier kann er nicht lassen. Und dann immer das Kirchwasser! Es schlägt nieder,‘ sagt er. Ja, wenn es bloß ihn nicht niederschlägt . . .“

In diesem Augenblick fuhren beide Frauen erschreckt zusammen, denn in der Stube nebenan fiel etwas mit dumpfen Schläge zur Erde. Der Schreck wahrte indessen nicht lange. Frau Dpiz erholte sich zuerst. „Er hat den Stuhl umgestoßen und ich will nun hinein und nachsehen, ob er ausgeschlafen hat.“

Dpiz stand, als seine Frau eintrat, bereits vor dem kleinen

Spiegel mit blankem Glasrand, der, sammt einer doppelten Verzierung von Zittergras, über der Kommode hing. Er fuhr sich eben mit der Hand durchs Haar und sah noch halb verchlafen aus seinen etwas gerötheten Augen. Ihr Ausdruck aber war mittlerweile doch ein anderer geworden, der Aerger schien mit dem Nausch dahin, und im Spiegel seine Frau gewährend, trat er auf sie zu, legte den Arm um ihre Hüfte und gab ihr einen Kuß. Die Frau sah verschämt vor sich nieder, denn eigentlich liebte sie ihn und empfand es als einen Gram, daß solche Zärtlichkeiten so selten waren.

„Soll Christine den Kaffee bringen?“

„Versteht sich, soll sie. Und gib mir die Pfeife! Die verdammte Trinterei bekommt mir nicht und der Doktor will's auch nicht und droht mir immer mit dem Finger. Aber das Meisch ist schwach. Auch ein Förster und alter Soldat hat seine schwachen Stunden. Nicht wahr, Bärbel? Und nun gib mir auch Feuer und dann den Kaffee. Aber keine Blämpe!“

Während Opiß noch so sprach, klopfte Bärbel mit dem Knöchel an die Wand, was das Zeichen für Christine war, den Kaffee zu bringen, und zündete gleich danach einen Fidißus an, woran Opiß, der sonst in solchen Dingen für das Neue war, eigenfönnig festhielt. Er hatte nur zufällig einen Haß gegen Schwefel- und Phosphorhölzer.

Und nun brachte Christine den Kaffee.

„Nu, Christine, laß sehen! Ich hoffe, Du hast nicht zuviel Bohnen aus der Mühle springen lassen. Oder hat die Frau gemahlen? Na, na, nur still . . . Spaß muß sein . . . In Quereissen ist heute Tanz. Was meinst Du, willst Du hin? Die Frau wird es schon erlauben; nicht wahr, Bärbel?“

Die Frau nickte.

„Nun siehst Du! Der Lehnert wird auch wohl da sein und das ist doch die Hauptsache. He? Na, thu' nur nich', als ob's anders wär' . . . Und daß ihn Siebenhaar heute angepredigt und ihm den Kopf a bissel gewaschen und seinen Standpunkt klar gemacht hat, na, das wird ihn Dir beim Schottischen nicht verleiden und noch weniger draußen in der Laube. Tanz ist Tanz und Kuß ist Kuß. Und ich gönne ihn Dir auch und heute lieber als morgen. Denn Du bist eine verständige Person und wirst ihn schon zurecht rücken, besser als Siebenhaar. Und ist er erst aus dem Dünkel heraus und sitzt an der Wiege, vielleicht sind es Zwillinge, was meinst Du, Christine? Ja, was ich sagen wollte, sitzt er erst an der Wiege, statt zu pöscheln und zu wildern, dann werd' ich auch gute Nachbarschaft mit ihm halten. Ich bin für Frieden, aber zu gutem Frieden gehören zwei.“

Christine hatte, während Opiß so redete, den linken Schürzenzipfel in die Hand genommen und strich an dem Saum entlang. Als er jetzt schwieg, sagte sie: „Nichts für ungut, Herr Förster, aber wenn Sie besser mit ihm wären . . .“

„. . . Da wär' er besser mit mir,“ lachte Opiß. „Ja, das glaub' ich. Ich soll anfangen und jeden Morgen, wenn ich ihn drüben hantieren seh', meine Kapp' abnehmen und über die Brück' hinübergreifen: Guten Morgen, Herr Lehnert Menz! Herr Lehnert Menz geruhten wohl zu ruhen? Ah, sehr erfreut. Empfehle mich zu Gnaden . . . Nein, nein, Christine, Unterschiede müssen sein, Unterschiede sind Gottes Ordnungen. Und nun geh' und komme nicht zu spät! All Ding will Maß haben.“

Christine ging. Frau Bärbel aber hatte mittlerweile nach ihrem Strichstumpf gegriffen und sah verstimmt vor sich hin, weil es ihr gegen die Hausfrauenehre war, daß Opiß sich in ihre Sache gemischt und der Christine so mir nichts Dir nichts einen Ausgehlag angeboten hatte. Sie schwieg aber und erst als Opiß, der heute den Galanten und Rücksichtsvollen spielte, sie mit freundlicher Miene bat, das Licht und den Fidißusbecher vor ihn hin zu stellen, weil er sie nicht immer wieder belästigen wolle, hielt sie mit ihrer neben allem Aerger herlaufenden Neugier nicht länger zurück und sagte: „Angepredigt hat er ihn? Bist Du denn auch sicher? Er wird ihn doch nicht beim Namen genannt haben?“

„Nein,“ sagte Opiß, dessen gute Laune durch seiner Frau Neugier eher gesteigert als gemindert wurde, „nein, er nannte keinen Namen. Aber es war so gut, als ob er ihn genannt hätte, denn alles sah nach der Ecke hin, wo die Menzens saßen. Und die Alte nickte mit dem Kopf, als ob sie jedes Wort unterschreiben wolle. Freilich weiß ich, daß es nichts zu bedeuten hat, ihr steckt noch so was Polnisches im Blut, kriecht und scherwenzelt immer

hin und her, und kann keinem ins Gesicht sehen, und von alldem, wovon der Lehnert zuviel hat, hat sie zu wenig. Alte Hege, verschlagen und heimtückisch und feige dazu.“

„Sie tangt nicht viel. Aber Du wirst doch dem Sohne die Mutter nicht anrechnen wollen?“

„Nein,“ lachte Opiß. „Das nicht und ist auch nicht nöthig, denn er trägt an seinem eignen Bündel gerade schwer genug. Er troht mir, und weil er, außer der Denkmünze, auch noch das Ding, die Schwimmedaille hat, ich sage, die Schwimmedaille, denn von retten war keine Rede, und weil es, Gott sei's geklagt, nahe dran war, daß er das Kreuz kriegte, spielt er sich mir gegenüber auf den Ebenbürtigen, ja den Ueberlegenen aus. Ich wette, er wildert bloß, um mir einen Tort anzuthun; er könnte die Dummheit sehr gut lassen, bei der ohnehin nicht viel 'raus kommt, aber es macht ihm Spaß, mir so unter der Nase hin ein Wild wegzuknallen. Das ist es. Aber ich denke, die zwei Monat in Zauer werden ihm gezeigt haben . . .“

„Du bist zu streng, Opiß.“

„Anfimm! Streng! Was heißt streng? Ich thu' meine Pflicht.“

„Zu sehr. Du müstest auch 'mal ein Auge zudrücken.“

„Wah, Bärbel, Du redest, wie Du's verstehst! Auge zudrücken!

Dazu bin ich nicht da, dazu bin ich nicht in Dienst und Lohn. Ich bin dazu da, die Augen aufzumachen. Und thu' meine Pflicht zu sehr, sagt Du? Als ob man jemalen seine Pflicht zu sehr thun könnte! Man kann sie falsch thun, am unrechten Fleck, so viel geb' ich zu, thut man sie aber am rechten Fleck, so ist von 'zu sehr' keine Rede mehr. Die Befehle sind nicht dazu da, daß Hinz und Kunz mit ihnen umspringen. Das veroddert bloß. Ich bin nicht so dumm, daß ich mir einbildete, wenn der Rehbod geschossen wird, geht die Welt unter. Nein, die Welt geht nicht unter. Aber Ordre parieren geht unter, Ordre parieren, ohne das die Welt nicht gut sein kann. Und heut am wenigsten, wo jeder denkt, er sei Graf oder Herr und könne thun, was ihm beliebt, und sei kein Unterschied mehr. Das ist die verdammte neue Zeit, die das Maulhelden- und Schreibervolk gemacht hat, Kerle, die keinen Fuchs von einem Hasen unterscheiden können, trotzdem sie beides sind. Geh' mir damit. Ich weiß, was ich zu thun hab'. Und dieser Bengel, dieser Herr Lehnert Menz, gehört auch mit dazu, hat die Glocken läuten hören, schwagt und quatscht von Freiheit, will nach Amerika gehen und hat keine Ahnung davon, daß sie da drüben noch ganz anders 'ran müssen als hier, sonst halt sie der Teufel erst recht und lacht sie mit ihrer ganzen Freiheit aus. Ich sage Dir, hier ist es am besten, hier, weil wir Ordnung haben und einen König und eine Armee. Ich bin ein Mann in Amt und Dienst und meinen Dienst thu' ich, und wenn es mir ans Leben geht.“

„Sprich nicht so! Verur' es nicht!“

„Anfimm! Unsere Stunden sind gezählt und wir können uns keine zulegen und keine wegnehmen.“

„Doch, doch!“ sagte die Frau.

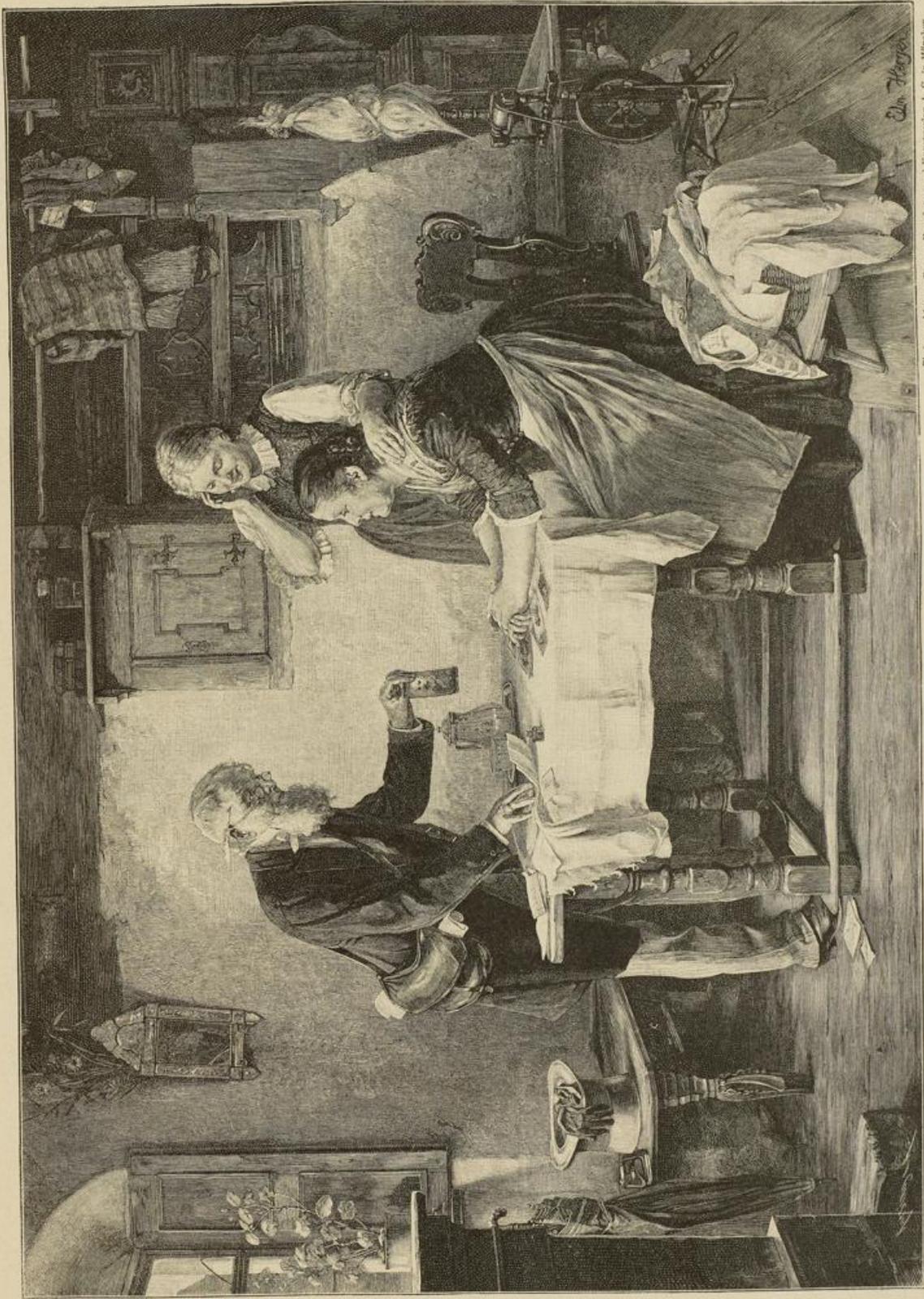
Der Förster war unter diesem Gespräch ans Fenster getreten und sah auf die hart an seinem Vorgarten vorüberführende Fahrstraße hinaus. Jenseit derselben, dem Blick entzogen, floß die tief eingebettete Lomnitz und man hörte nur ihr Himschäumen über das Steingeröll. Opiß öffnete das Fenster, um frische Luft zu schöpfen, nahm ein Kissen und wollte sich's eben bequem machen, als er Lehnerts gewahr wurde; unwillkürlich trat er zurück, aber doch nur so weit, daß er von der Straße her immer noch deutlich gesehen werden konnte. Lehnert sah ihn auch wirklich und hob seinen Zeigefinger nachlässig und wie zu halbem Gruß bis an den Schirm seiner Mütze.

„Wie der Kerl nur wieder grüßt!“ rief Opiß seiner Frau zu. „Hast Du gesehen, Bärbel? Und das soll ich für einen Gruß nehmen! So grüßt man einen Rekruten, aber nicht einen Vorgesetzten. Und das Gesicht dazu . . .“

„Du bist nicht sein Vorgesetzter.“

„Ach was! Was weißt Du davon! Ich sage Dir, ich bin's. Und wenn ich es nicht wär', ein Mann in Amt und Würden ist allemal eine Respektsperson. Der Gernegroß da drüben kann seinen Gruß lassen und sagen, er habe mich nicht gesehen, aber wenn er mich grüßt, muß er mich grüßen, wie sich's gehört, Mütze 'runter oder den Finger fest an den Streifen und nicht so wie von ungefähr und wie bloß zum Spaß. Das ist Unordnung und Unmanier!“

(Fortsetzung folgt.)



Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Der Seetratsvermittler.

Nach einem Gemälde von Edm. Berger

Fürsorge für Geseude.

Zu den Anstalten, welche im Dienste edelster Menschlichkeit stehen, gehören unsere Krankenhäuser, in denen nicht nur die armen, sondern selbst die reichen Kranken Hilfe und liebevolle Pflege finden. Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist vieles geschehen, um diese Anstalten reicher auszustatten und zu vervollkommen nach den Fortschritten der Wissenschaft. Wie viel Segen sie gestiftet haben und tagtäglich stiften, ist allbekannt; die Krankenhäuser sind unentbehrliche, fest eingebürgerte Einrichtungen, deren weitere Entwicklung man der Sorge der Ärzte und Gemeinden anvertraut. Und doch dringt heute gerade aus den Krankenhäusern ein Ruf in die Öffentlichkeit, welcher sich an den gemeinnützigen Sinn und die Opferfreudigkeit der Mitbürger wendet — ein Ruf, welcher neue edle Zwecke verfolgt und nicht ungehört verhallen darf.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Krankenhäuser den Patienten nur bis zu einer gewissen Grenze Hilfe leisten können; ihre Aufgabe besteht darin, den Kranken zu heilen, die Lebensgefahr abzuwenden; ist diese Heilung erfolgt, so wird der Kranke entlassen. Die Heilung in dem hier gebräuchlichen Sinne des Wortes ist jedoch nicht gleichbedeutend mit völliger Wiederherstellung. Wir wissen alle, daß nach schwereren und länger dauernden Krankheiten der Kranke sich nur allmählich erholt; er ist noch schwach, er muß noch für Kräftigung sorgen, er darf sich Anstrengungen nicht zumuthen; er ist noch kein Gesunder, sondern erst ein Geseude, ein „Retonvalescent“, und als solcher bedarf er noch richtiger Schonung und Pflege.

Die Krankenhäuser sind nicht in der Lage, sich der Pflege der Geseunden zu widmen; einmal sind sie überall so sehr überfüllt, es können immer so viel neue schwere Kranke hinzu, daß die Geseunden den Stillschließlichen im Plat räumen müssen; andererseits ist das Krankenhaus kein geeigneter Aufenthalt für den Geseunden. Es fehlt ihm hier die Freiheit der Bewegung, namentlich in frischer Luft; die Anwesenheit Schwerkranker und der ernste Gang der Geschäfte wirken auf seinen seelischen Zustand nicht günstig ein, und außerdem ist er hier auch der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt.

Aus dem Hospital entlassen! Wie viele freuen sich, wenn sie durch das Thor der Anstalt schreiten können, um wieder in das volle Leben einzutreten, zu wirken und zu schaffen! Wie viele gehen aber noch schwankenden Schritten mit bleichem Angesicht nach ihrem ärmlichen Heim! Der Winter ist da, der Schneesturm tobt und der Entlassene betritt seine Wohnung. In zahllosen Fällen ist diese Wohnung völlig ungenügend, dümpf und modrig, niemals vom hellen Sonnenstrahl erhellt. Und heute sieht es hier noch trauriger aus als vor ein paar Wochen. Die Krankheit des Familienernährers hat den Ausfall des Verdienstes zur Folge gehabt, und mit der Krankheit haben Entbehrung und oft Noth ihren Einzug in die kleine Wohnung gehalten. Man lebt hier von Wind und Doffnung; das können eine Zeit lang Geseunde ertragen, bis sie sich emporebeitet haben — aber der Geseude erwirbt sich in einem solchen Augen- und das Dasein nur zu oft den Keim zu neuem, tieferem, unheilbarem Siechtum. Diese Schattenseiten des Lebens waren längst bekannt und edle Menschen nahmen sich von jeher der Pflege der Schwachen an; jetzt greift in solchen Fällen unsere sociale Gesetzgebung durch ihre Krankenkassen vielfach helfend ein; aber Nächstenliebe und Geld sind nicht immer ausreichend.

Schon in früheren Jahrhunderten war man auf den Gedanken gekommen, für die Geseunden besondere Anstalten, „Geseundehäuser“ oder „Retonvalescentenheime“ zu schaffen und so das Werk der Krankenpflege ganz durchzuführen. Es gab im 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich eine ganze Anzahl solcher Anstalten, aber die Stürme der Revolution haben sie weggefegt.

Erst in der Mitte unseres Jahrhunderts regte sich dieser Gedanke von neuem. Frankreich und England hatten den Anfang gemacht, und ihnen schloß sich Deutschland an. Schon im Jahre 1861 wurde in München die Gründung eines solchen Heimes von dem „Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Retonvalescenten“ angeregt und durch eine große Schenkung Ludwigs I. und ein Vermächtniß des Münchener Bürgers Adelmanu gesichert, und so entstand ein Heim, welches leider nur 20 Betten hatte, aber doch reichen Nutzen stiftete. Im Jahre 1869 wurde die Frankfurter Retonvalescentenanstalt begründet, eine Stunde von der Stadt inmitten eines Gartens gelegen; sie ist eine Zweiganstalt des Heiligen Geist-Hospitals, war aber bis jetzt nur während des Sommers geöffnet.

Nach dem Kriege von 1870/71 sahen wir in dem wiedergewonnenen Elsaß vielleicht das schönste deutsche Heim für Geseude entstehen. Im Jahre 1876 vermachte der durch wahre Menschenliebe ausgezeichnete Straßburger Bürger Johann August Ehrmann sein nahezu 2 Millionen Mark betragendes Vermögen für gemeinnützige Zwecke, und über 800 000 Mark davon waren zur Errichtung und Erhaltung eines Heims für Geseude bestimmt, welches den Namen von des Stifters Mutter Lovisa tragen sollte. Bald darauf erhob sich dieses „Lovisahospital“ in dem Straßburger Vorort Neuprechtsau, mitten in einem großen Park mit schattigen Alleen, umgeben von Wiesen und Obstgärten. In den letzten Jahren errichteten für Berlin die Johanner, sowie die Orts- und Berufs-Krankenkassen Heime für Geseude in Köstlerfelde mit 25 Betten und in Heinersdorf und Blankenburg mit 50 Betten. Zuletzt ist nach in Nürnberg eine derartige Anstalt mit 24 Betten entstanden, und in München wird eine zweite für 80 bis 100 Betten gebaut, während für Leipzig durch eine Stiftung von Dr. W. Schwabe aus zwei Gütern im Erzgebirge ähnliche Anstalten ins Leben gerufen worden sind.

So ist diese Angelegenheit längst über die Zeit der Versuche hinaus, überall ist man mit den erzielten Ergebnissen überaus zufrieden und mit Recht fordert man weitere Kreise zur Nachahmung auf. Wie selbst kleinere Anstalten segensreich wirken können, ersehen wir aus der Thatfache, daß die Münchener Anstalt mit einem Belegraum von nur 20 Betten jährlich 300 Geseude verpflegt hat.

Die Heime für Geseude sind noch in einer anderen Beziehung beachtenswert: Niemand ist für Wohlthaten, für liebevolle Pflege empfänglicher und dankbarer als ein von schwerer Krankheit Geseunder; er ist der günstigsten Einwirkung auf Gemüth und Charakter zugänglich. Man kann diese ethische Seite nicht hoch genug anschlagen, insbesondere für die große Kategorie der männlichen und weiblichen Dienftboten und alleinlebenden Arbeiter, welche ihren Verdienst verloren haben und nicht wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen. Auch finden die Pfleger in ihren Bemühungen nach neuen Arbeitsstellen hier Hilfe und Rath.“ So äußerte sich ein Gewährsmann aus diesem Gebiete, Professor Dr. v. Biernissen in München, auf der vorjährigen Versammlung des „deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege“; der Verein tagte in Straßburg und die Mitglieder konnten sich durch den Augenschein von dem segensreichen Wirken des „Lovisahospitals“ überzeugen.

Wir zweifeln nicht, daß unsere Berufs-Genossenschaften die Errichtung solcher Heime anstreben und daß die Gemeinden sie dabei unterstützen werden; aber wir möchten auch an den Gemeinnutz und die Opferfreudigkeit der Mitbürger einen Mahnruf richten, für die unbedienten Geseunden Stätten zu schaffen, wo sie dasjenige finden, was dem Wohlhabenden im Kreise seiner Familie geboten wird, eine dem Körper wie dem Gemüth gleich wohlthunende Pflege.“

Blätter und Blüten.

Des Todes Ernte unter unseren Dichtern. Rasch hinter einander hat der Tod zwei deutsche Dichter dahingerafft, die, so verschiedenartig sie sonst in ihrem Wesen und Schaffen waren, doch beide ein vollglindeu Meis an Waime der deutschen Dichtkunst bildeten, Richard Leander und Ludwig Anzengruber. — Hinter dem Namen „Richard Leander“ hat sich bekanntlich niemand anders als der berühmte Chirurg Richard v. Volkman verborgen, der am 28. November vorigen Jahres in Halle gestorben ist. Die Wissenschaft beklagt in dem Tode dieses Gelehrten einen unersehblichen Verlust. Richard v. Volkman, am 17. August 1830 geboren, seit 1857 Universitätslehrer in Halle und seit 1867 ordentlicher Professor der Chirurgie, hat sich durch zahlreiche Beiträge zu seiner Wissenschaft und durch seine Bemühungen zur Einführung der antiseptischen Wundbehandlung einen Namen gemacht, welchem seine Thätigkeit im deutsch-französischen Kriege, dem er als Generalarzt beizwohnte, neuen Glanz verlieh.

Merkwürdigerweise war es dieser Krieg mit allen seinen Schrecken, durch den Volkman zu dichterischen Schöpfungen angeregt wurde. Unter dem schon angeführten Namen Richard Leander ließ er „Träumereien an französischen Kaminen“ (1871) erscheinen, Märchen, die, wie er selbst sagt, „aus der Liebe zu deutscher Art und deutschem Wesen hervorgewachsen sind“ und in der Fremde, an französischen Kaminen, den Dichter selbst mit ihrem heimathlichen Zauber bannten. Diese Märchen sind voll inniger Empfindung und in edler Form ausgeprägt. In seinen „Gebichten“ (1877) weht eine frische Liebes- und Lebensluft; einzelne Lieder wie „Erster Frühling“ enthalten prächtige Naturbilder mit einem oft hinreißenden Schwung. Die letzte Gabe des Dichters waren die in alterthümlicher Gewandung erscheinenden, frischen und farbenbunten Gedichte „Alte und neue Troubadourlieder“ (1889). —

Ein Lebens- und Charakterbild Anzengrubers haben wir im Jahrgang

1879 der „Gartenlaube“ unter dem Titel „Ein Schillerpreisgekrönter“ gegeben. Jüngst erst wurde der fünfzigjährige Geburtstag des Dichters gefeiert; zahlreiche Zuschriften und Glückwünsche bezeugten, daß er Verehrer und Verehrerinnen in den weitesten Kreisen, auch außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle, gefunden. Jetzt kommt die traurige Kunde seines Todes: er ist am 10. Dezember in Wien gestorben. Erst vor kurzem hatte die „Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren“ ihn an Joseph von Weizens Stelle zum Vorstandsmitglied und Vertreter ihrer Interessen in Wien gewählt. Anzengruber war ein Volksdichter, und doch hat er als solcher den Schillerpreis erhalten: ein Beweis dafür, daß in seinen Volks- und Dialektschauspielen, abgesehen von der markigen realistischen Kraft der Gestaltung, auch ein höherer Geist walte, der, trotz der gänzlich abweichenden Form der künstlerischen Einleitung, etwas Verwandtes mit dem Genies unseres großen Dichters hat.

Und in der That ist seinen meisten Stücken ein Grundgedanke eigen, der eine tiefere menschheitliche Bedeutung hat und aus einer edeln, echt menschenfreundlichen Gesinnung hervorgegangen ist. Dies gilt von seinem ersten Stück: „Der Pfarrer von Kirchfeld“, wie von seinem letzten: „Der Fled auf der Ehr“, mit welchem das Wiener Volkstheater seine Vorstellungen eröffnete und welches gegenwärtig die Kunde über die deutschen Bühnen macht. — Geboren am 29. November 1839 zu Wien, hat Anzengruber sein fünfzigstes Lebensjahr nur um zehn Tage überschritten. Eines kleinen Beamten Sohn, hat er nur spärlichen Unterricht genossen; er war sieben Jahre lang Schauspieler, eine Zeit lang Volkstheaterbeamter. Den einzigen Sonnenschein in sein Leben brachten die Erfolge seiner Dramen und der auszeichnende Schillerpreis. Außer dem „Pfarrer von Kirchfeld“ werden besonders „Der Weinbau“, „Die Kreuzschreiber“, „Der Wissenschaftsbum“ von seiner kräftigen dramatischen Art ein dauerndes Zeugniß ablegen.

Gewitter auf dem Sonnblick. Unsere Leser lernen aus der Schilderung Dr. S. J. Klein's (vergl. Jahrgang 1888, S. 717) die Wetterwarte auf dem Sonnblick. Aus der Fülle der merkwürdigen Beobachtungen, die dort angestellt worden sind, möchten wir nur eine, die Beobachtung von Gewittern in jenen hohen Regionen, herausgreifen. Dr. Wilhelm Trabert, der sich während des Sommers 1889 als Assistent Dr. Ferners eine Zeilang auf dem Sonnblick aufhielt, hat darüber Mittheilungen in der „Meteorologischen Zeitschrift“ veröffentlicht. Nach seiner Schilderung fehlt der Eindruck, den sonst ein Gewitter macht, auf dem Sonnblick fast vollständig; man sieht keine dunklen Wolken herannahen, man hört nicht wie sonst schon lange vorher den Donner, man fühlt keine Gewitterschwüle. Man würde auch über den ersten Blitzschlag höchlichst überrascht sein, wenn sich nicht auf der Wetterwarte ein Warner befände. Dieser Warner oder Anführer des Gewitters ist der Fernsprecher. Dieser giebt schon zeitig in der Frühe fast vollkommen verlässliche Anzeichen eines erst nachmittags eintretenden Gewitters. Während sonst vormittags nur ein schwaches Knistern in dem Fernsprecher zu hören ist, wird dasselbe nun schon am Morgen sehr deutlich vernehmbar und steigert sich von Stunde zu Stunde, sehr oft zu einem so heftigen Krachen, daß eine Benutzung zur Unmöglichkeit wird. Das Ueberpringen von Funken an den Blitzplatten, häufig auch von selbst erfolgendes unregelmäßiges Läuten der Glocken giebt das Zeichen, daß der Fernsprecher ausgeschaltet werden muß. Das Haus hüllt sich in Nebel und das Gewitter bricht los; Graupeln und Hagelkörner fliegen gegen die Fenster, und meistens schlägt es in einen der Blitzableiter ein. Der Donner ist dabei, verglichen mit dem in der Ebene, äußerst schwach, dagegen wird nach dem Einschlagen des Blitzes das Haus so heftig geschüttelt, als ob ein Erdbeben stattfände. Einmal erfolgte sogar eine Entladung ohne Donner. Als Dr. Trabert am 14. Juli abends gerade am Fenster stand, ging eine riesige Feuerfäule unmittelbar vor demselben nieder, begleitet von einem prasselnden Geräusch, „etwa so, als ob etwas vom Dache herabgeschüttet würde“. Stehen jedoch die Wolken besonders hoch über dem Sonnblick, dann folgt auf den Blitz auch ein härterer Donner.

Eine häufige Erscheinung auf dem Sonnblick ist das Elmsfeuer, und von dem schönsten, welches Dr. Trabert beobachtet hat, giebt er uns folgende Schilderung: „Nach einem Gewitter, während es noch ein wenig regnete, trat negatives Elmsfeuer ein. Das Haus war nicht bloß an den Spitzen, sondern auch an den Wänden mit leuchtenden Punkten besetzt; der Blitzableiter, die eisernen Verankerungen des Hauses, das Schalenkreuz des Windmessers, alles leuchtete; die Fahnenstange war vollständig in Feuer eingehüllt. Wenn man etwas entfernt vom Hause Aufstellung nahm, leuchteten die Haare, die Spitzen des Schnurrbartes, der Hut, die Kleider, und wenn man die Hand ausstreckte, erschienen an jedem Finger (besonders wenn man sie vorher im Schnee befeuchtet hatte) kleine Flämmchen, wobei man ein deutliches Brennen verspüren konnte. Gerade als die Entladungen am stärksten waren, ging in nächster Nähe ein Blitz nieder, worauf die Erscheinung wie abgeschnitten endete. Bald darauf trat positives Elmsfeuer ein, und zwar wiederum so prächtig, wie dies die früheren Male nicht gewesen war.“

Die Lichterscheinungen beim positiven und negativen Elmsfeuer sind verschieden. Beim letzteren (Fig. 2) sind die Flämmchen äußerst kurz und bieten nur den Eindruck leuchtender Punkte, tritt dagegen positives Elmsfeuer ein (Fig. 1), so werden die Flämmchen zu Lichtbüscheln von 8 bis 10 cm Länge, die auf 7 mm langen Stielen sitzen. Einen sonderbaren Anblick bot einmal ein Tourist, der auch zur Wetterwarte gestiegen war. Der Herr hatte etwas in die Höhe stehende Haare und sein Haupt war mit einem mehrere Centimeter breiten Heiligenschein umgeben. Da er diesen überirdischen Glanz zu lange über seinem Haupte leuchten ließ, das heißt zu lange außerhalb des Hauses verweilte, so stellte sich bei ihm später Kopfschmerz ein. Auch von anderer Seite wird behauptet, daß man nach dem Elmsfeuer einige Ermüdung fühle.

Einen ganz besonders schönen Anblick gewährte es, wenn man einen Blick in den Abgrund im Norden hinab warf, wo auf jeder Felsen Spitze ein solches Lichtbüschel aufsaß, in erhöhtem Maße dort, wo gerade der Wind gegen die Felsen wehte.

Das König Johann-Denkmal in Dresden. (Zu dem Bilde S. 21). Auf dem Plage zwischen der Hofkirche und dem Hoftheater zu Dresden erhebt sich das Denkmal des Königs Johann von Sachsen, von dem die „Gartenlaube“ schon früher (vergl. Nr. 27 des vor. Jahrg.) kurz berichtet hat, ein eindrucksvolles Kunstwerk von Johannes Schillings Meisterhand, würdig des Anlasses, aus dem es geschaffen wurde, der achthundertjährigen Jubelfeier der Wettiner, und würdig des Mannes, dem es gilt.

Ein Sausenbau aus grünem Syenit trägt eine Basis von 13 Metern Höhe. Dem Auge des Beschauers zunächst liegend, ist dieser Theil am reichsten mit figürlichen Reliefgruppen bedeckt; lebendig entworfene Gruppen auf den beiden Langseiten veranschaulichen das vielgestaltige Erwerbsleben des gelegenen Sachsenlandes, Land- und Forstwirtschaft, Handel und Gewerbe; wir sehen auf unserer Abbildung Merkur, den Gott des Handels, mit seinem Stabe, den Bergmann an der Arbeit, den Schiffer in seinem Rachen, den Fischer an seinem Netze, und über ihnen thront der Wohlstand mit seinem reichen Füllhorne. Die vorpringenden Rundungen an den vier Ecken tragen andere Gruppen, die Künste, die Wissenschaften, die Industrie und das Kriegswesen darstellend; überein-

stimmende Sinnbilder zieren die Sockel der über diesen Rundpfeilern sich erhebenden Kandelaber. Auf der geschilderten Basis ruht das mächtige 3 Meter hohe Postament; es trägt auf seiner Vorderseite unter der Königskrone den einfachen Namen Johann, am unteren Rande aber auf einem durch zwei Kränze gewundenen Spruchbände die auf die goldene Hochzeit König Johanns und seiner Gemahlin bezüglichen Zahlen 1822—1872. An den beiden Langseiten sind Genien angebracht, welche in schwebender Haltung Tafeln tragen mit Sprüchen, die des Königs Charakter kennzeichnen, auf der einen Seite: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben“, auf der andern: „Fromm und wahrhaftig sein behütet den König, und sein Thron besteht durch Frommigkeit“. Ein Buch mit dem Bildnisse Dantes, als Erinnerung an König Johanns wissenschaftliches Streben, die Regierungsjahre 1854—1873, endlich ein Schild mit der Jahreszahl der Errichtung des Denkmals nehmen die Rückseite ein.

Ueber diesem Postamente nun ragt das fast 6 Meter hohe eiserne Reiterstandbild empor. Den Krönungsmantel über der Generalsuniform, das Scepter im rechten Arme, unbedeckten Hauptes, so schaut der große König mit dem milden Ausdruck des Gesichtes, der ihm eigen war, über die Welt zu seinen Füßen weg, „ein Fürst, der in Wahrheit auf der Menschheit Höhen wandelte“. Die Porträtähnlichkeit ist in hohem Grade gelungen und das ganze Denkmal darf sich den schönsten Werken plastischer Kunst in Deutschland ebenbürtig an die Seite reihen. Alle Theile desselben, mit alleiniger Ausnahme des Unterbaues aus Syenit, sind aus Bronze mit jener hohen Vollendung hergestellt, die der Künstler schon am Niedervaldendental vor aller Welt bewiesen hat.

Guter Appetit ist ein Zeichen der Gesundheit und ein Gut, das die Menschen sich gegenseitig wünschen. Er kommt bei vielen von selbst, viele aber klagen über den Mangel desselben und suchen ihn künstlich zu erzeugen. Eigentlich ist eine vernünftige Regelung der Lebensweise das beste Mittel, den verlorengegangenen Appetit wieder zu bringen, aber der Mensch wünscht oft auch rasche Mittel, die im Augenblick wirken. Es giebt eine ganze Reihe derselben und darunter weniger zuträglich, wie z. B. ein Glaschen Brantwein oder „ein Schnäpschen“, wie viele sagen. Wir möchten hier ein Mittel angeben, das den Appetit am besten anregt und nicht schadet. Dieses Mittel ist eine Tasse Fleischbrühe, die jetzt so leicht mit einem Pöfel Fleischextrakt herzustellen ist. Professor Voit sagt hierüber: „Es ist nicht zu leugnen, daß die Wirkung der Fleischbrühe eine außerordentliche ist; sie bereitet den Magen Gesunder und Kranker auf die mildeste Weise auf das Verdauungsgeschäft vor und kann daher als Arznei dienen. Daher die glänzenden Erfolge bei den Kefenvaldecesenten, deren Magen lange unthätig war; sie würden die gewöhnlichen Speisen nicht vertragen, wenn der Magen nicht vorher für die Absonderung von Saft und die Aufsaugung wieder eingerichtet worden wäre. So wie die Erregungen der Mundschleimhaut auf den Magen einwirken, bevor die Speisen in ihn gelangt sind, so kann vielleicht auch von dem Magen aus auf den übrigen Darm gewirkt werden.“

Es ist darum eine gute Einrichtung, die Suppe zum ersten Gericht zu machen; denn dadurch wird der Magen für die Mahlzeit vorbereitet. Leider ist vielfach Abneigung gegen die Suppe vorhanden; das wissen wir schon aus der Geschichte vom „Suppen-Kaspar“, die im „Strawwelpeter“ nachzulesen ist. Es giebt aber auch große Suppenfresser, welche die Fleischbrühe durch ein Glas Bier ersetzen. Wenn sie über schlechten Appetit klagen, so ist dies kein Wunder. Mögen sie das Bier abends trinken und ihre Mahlzeit mit der Fleischbrühe eröffnen, dann werden sie den Wunsch „Guten Appetit!“ nicht vergeblich anhören müssen.

Studentenalter. In der preussischen Universitätsstatistik finden sich unter anderem auch interessante Erhebungen über die Frage: wie alt sind unsere Studenten? Es wurden dabei nur diejenigen berücksichtigt, welche mit dem Zeugniß der Reife immatriculirt wurden und unter diesen nur Deutsche. Im Jahre 1887 betrug die Gesamtzahl derselben auf preussischen Universitäten 11 913. Darunter gab es wenig sehr junge Leute; denn die Jahrgänge unter 19 Jahren waren nur durch 447 Jünglinge vertreten. 19 bis 22 Jahre war über ein Drittel oder: zusammen 4910. Die mittleren Jahrgänge, 22 bis 23 Jahre, umfaßten 2100 Studenten. Auf höherer Lebensstufe stand der beträchtliche Rest: 2833 Herren schwankten zwischen dem 24. bis 25. Lebensjahr und 1227 zählten 25 bis 28 Jahre. Der Schluß bildeten 193, die bald das dreißigste Lebensjahr erreichten, und 168, die über 30 Jahre alt waren.

Aus dieser Statistik hat man folgende Schlüsse gezogen. Unsere Studenten sind älter, als man gewöhnlich annimmt, und zwar aus zwei Gründen. Viele kommen zu spät von der Schule und viele bleiben zu lange auf der Universität. Die Statistiker haben den Studenten selbst die Semester nachgerechnet und dem Juristen z. B. 7 Semester, dem Philosophen 8 und dem Mediziner 10 Semester zur Vollendung seiner Studien bewilligt. Eine nähere Prüfung ergab jedoch, daß 12 Prozent, das heißt 1427 Studenten zu lange studiert haben, oder anders gesagt: mehr Semester als angegehen auf der Hochschule geblieben sind. In dem statistischen Bericht, dem wir diese Zahlen entlehnen, werden auch die Gründe angeführt, welche ein so langes Studium nöthig machen. Es sind dies folgende: Ableisten der Militärschuld, Krankheiten, der Wunsch, sich gründlicher auszubilden und auch Abneigung gegen das Pflichterleben. Zahlenmäßig ließen sich jedoch die einzelnen Gründe nicht belegen, so daß ein

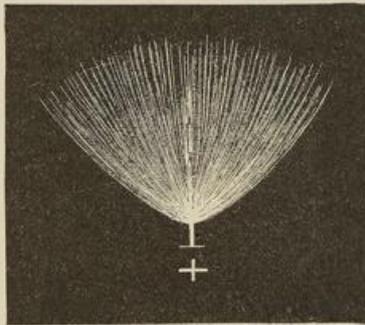


Fig. 1. Positives Elmsfeuer.



Fig. 2. Negatives Elmsfeuer.

Vorwurf wegen zu langen Studierens gegen die Gesamtheit der 1427 nicht erhoben werden kann. Hier läßt uns die Statistik im Stiche und überläßt den Kennern der inneren Verhältnisse das Wort. — Es ist aber noch eine Studientengruppe in dieser Statistik zu erwähnen, 35 Herren, die man in keinem der Jahrgänge unterbringen konnte; denn ihr Alter blieb „unbekannt“.

Versuch eines „National-Almanachs für Teutsch“. Wir haben an dieser Stelle die Eintheilung und Einrichtung des von der ersten französischen Revolutions eingeführten Kalenders, sowie die Benennung der einzelnen Tage desselben mitgeteilt (vergl. „Gartenlaube“ 1889, S. 84). Dieser Kalender hat seinerzeit auch in Deutschland Nachahmung gefunden, allerdings in der Beschränkung, daß die frühere Eintheilung des Jahres beibehalten wurde und nur die einzelnen Tage nicht mehr nach Heiligen, sondern nach berühmten deutschen Männern benannt wurden. Der Historiker Ernst Ludw. Hoffelt, der zu den Ideen der französischen Revolution hinneigte, hat in seinen „Kleinen Schriften“ (Münzberg 1795) den Versuch eines National-Almanachs für Teutsch veröffentlicht. Er giebt von jedem Monate eine kurze in ungerimten Verszeilen gehaltene Schilderung, in welcher jedem bestimmte Wesenseigenschaften, manchmal allerdings in etwas gewaltsamer Weise, zugeeignet werden. Und zu diesen Eigenschaften sollten auch der Charakter oder die Lebensschicksale derjenigen Personen in einer gewissen Beziehung stehen, nach welchen die Tage des betr. Monats benannt wurden. Wir wählen als Beispiel den November.

„Weh! Durch Felsenrisen heult der Nordsturm,
Heulet durch den blätterlosen Wald;
Schaurig beben in den Winternächten
Der Erichlaguen Geister durch den Wald.
Weh dem Pilger! den sein böser Engel
Solcher Winternacht entgegenführt:
Paradiese werden ihm zu Wüsten;
Seines Lebens Winter kommt zu früh.
Sammer! Jammer! fern von seinen Lieben
Stirbt er in des Glends kaltem Arm;
Doch einst idr des Weltgerichts Postame;
Dann spricht Gott ihm den gerechtern Spruch.“

Diesen ansehnlichen Versen entsprechend sind die Tage des Novembers meist nach Personen benannt, die auf dieser Welt viel anzusehen hatten und dieselbe meist auf gewaltsame Weise verließen. Die vorgelegenen Namen lauten: 1) Kaiser Heinrich IV.; 2) Heinrich der Löwe; 3) Kaiser Philipp von Schwaben; 4) Herzog Otto von Wittelsbach; 5) Konradin von Schwaben; 6) Friedrich von Oesterreich; 7) Agnes Bernauerin; 8) Kaiser Adolf von Nassau; 9) Kaiser Albrecht I. von Oesterreich; 10) Günther von Schwarzburg; 11) Johannes Fuß; 12) Hieronymus von Prag; 13) Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz; 14) Wilhelm v. Grumbach; 15) Johann Friedrich, Herzog von Gotha u. Einem praktischen Erfolg hatte dieser Vorschlag natürlich nicht.

„Die klassische Quadratmeile der Geologie.“ So wird von den Geologen die Umgegend von Oer im Harz genannt, und mit Recht, denn hier stehen wie auf keinem andern Flecke der Erde fast alle Schichten der festen Erdrinde eng zusammengebrängt zu Tage. Mit leichter Mühe kann man darnum hier einen tiefen Einblick in die wichtigsten Kapitel der Erdgeschichte erlangen. „Man kann die etwa 6 Kilometer lange Strecke vom Birtenhale an der Oer entlang bis zum Sudmerberge das aufgeschlossene Buch der Schöpfungsgeschichte der Erdrinde nennen. Die Bildungsperioden derselben sind mit unauflöslicher Schrift, die man aber nur mit Hammer und Meißel in der Hand entziffern kann, in die Steine, Mergel und Thone eingegraben.“ So schreibt H. Schuch in seiner „Geognosie des Oerthals“ (Harzburg, C. K. Stoll's Verlag) — einem Büchlein, welches Geologen zur leichten Uebersicht und Harzreisenden zur Belehrung dienen soll.

Inhalt: Romanzen. Roman von G. Berner (Fortsetzung), S. 21. — Die Eiserfächte, Illustration, S. 23. — Die Entdeckung der Mikroskopen und Stantens jüngerer Afrika. Ein geschichtlicher Rückblick von G. Falkenb. S. 24. Mit Abbildung und Karte S. 24 u. 27. — Deutsche Bahnenleiter, Dr. August Förster, von W. Wolf von Göttingen. Mit Portrait Dr. August Försters, S. 28. — Am Rheinfall bei Schaffhausen. Gedicht von Emil Nittershaus, Mit Illustration, S. 29. — Luitt. Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung), S. 30. — Der Heiratvermittler, Illustration, S. 33. — Fürsorge für Gensende, S. 34. — Blätter und Wälder: Des Lobes Ernte unter unseren Dichtern, S. 34. — Weiter auf dem Gemüth. Mit Abbildungen, S. 35. — Das König Johann-Deinmal in Dresden, S. 35. Mit Abbildung, S. 21. — Guter Appetit, S. 35. — Studentenalter, S. 35. — Versuch eines „National-Almanachs für Teutsch“, S. 36. — Die klassische Quadratmeile der Geologie“, S. 36. — Kleiner Briefkasten, S. 36.

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

G. Marlitt's Romane und Novellen.

Illustrierte Gesamt-Ausgabe.

Sechster Band: „Die Frau mit den Karfunkelsteinen“.

Die Band-Ausgabe von G. Marlitt's illustrierten Romanen und Novellen erscheint vollständig in 10 Bänden zum Preise von je 3 Mark elegant gehftet, 4 Mark elegant gebunden.

Vierteljährlich ein Band. Bis jetzt erschienen: Band 1 bis 6.

Inhalt: Bd. 1. „Das Geheimniß der alten Mamsell“. — Bd. 2. „Das Heideprinzchen“. — Bd. 3. „Reichsgräfin Gisela“. — Bd. 4. „Im Schillingshot“. — Bd. 5. „Im Hause des Kommerzienrates“. — Bd. 6. „Die Frau mit den Karfunkelsteinen“. — Bd. 7. „Die zweite Frau“. — Bd. 8. „Goldseil“. — Bd. 9. „Das Entenhaus“. — Bd. 10. „Thüringer Erzählungen“ (Inhalt: „Antmanns Magd“, „Die zwölf Apostel“, „Der Glaubart“, „Schulmeisters Marie“).

Auch in 75 Lieferungen zum Preise von 40 Pf. zu beziehen. (Alle 14 Tage eine Lieferung.) Bis jetzt erschienen: Hg. 1 bis 17. Bestellungen werden jederzeit in beinahe allen Buchhandlungen angenommen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adelf Erdner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

V. S. in Berlin. Das Gold ist keineswegs, wie Sie annehmen scheinen, das theuerste Metall; es giebt eine ganze Reihe Metalle, die höher im Preise stehen als dasjenige, aus dem die halben, die ganzen und die Doppelkronen geprägt werden, da sie äußerst selten oder schwierig darzustellen sind und meistens nur für wissenschaftliche Zwecke verwendet werden. Die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ brachte gewissermaßen eine Preisliste der seltenen und teuren Metalle. Demnach sind theurer als Gold das Iridium, Osmium, Palladium, Barium, Niohium, Vanadium, Zinnium, Strontium, Beryllium, Lithium und das Vanadin. Das Kilogramm feinen Goldes gilt 3000 Mark; von den oben genannten Metallen ist am billigsten das Palladium, das Kilo kostet aber immerhin 4000 Mark. Am theuersten ist dagegen das im Jahre 1840 von Wexander entdeckte Didymmetall, dessen Preis 26 000 Mark für das Kilogramm beträgt. Das leichteste der Metalle ist das Lithium (seine Salze in den sog. Lithionwässern sind bekanntlich Heilmittel gegen Gicht, „Zipperlein“ u. s.) — aber ein Kilo davon kostet die schwere Summe von 20 000 Mark.

S. S. in Fulda. Mittels folgender Flüssigkeit kann man Tintenfische, Schriftzüge u. s. entfernen, ohne das Papier zu beschädigen. 20 g Chloralkohol schüttet man mit 30 g desillirtem Wasser, bis sich der Chloralkohol löst. Dann läßt man die Flüssigkeit so lange ruhig stehen, bis sie völlig klar erscheint, worauf man sie vorzüglich in ein dunkles Gefäß gießt. In dem Maße, in dem man die Flüssigkeit auf ein Blatt Papier gießt, so lange man das Mittel nicht benutzt. Wenn dann die Tintenfische, Schriftzüge u. s. von dem Papier entfernt werden sollen, werden dieselben vermittels eines feinen Haarpinsels mit der Flüssigkeit bestrichen, mit weichen Löss- oder Filzpapier abgepreßt und schließlich getrocknet.

Frau S. S. Schönerberg O. V. Wir bedauern, in die Geheimnisse der vollständigen Waage nicht hinlänglich eingeweiht zu sein, um Ihnen den Grund angeben zu können, warum dieselbe durch besondere Weisheit glänzt. Probieren Sie einmal das alte deutsche Rezept: täglich jedes Stück vorher einweichen, viel Wasser, viel Seife, wenig Soda, sauber auswischen, täglich trocknen, drücken, schwenken, zuletzt Malenbeide im Sommer. Sie werden dann über Mangel an Weisheit wohl nicht zu klagen haben.

M. S. Dresden St. sich gef. an einen Arzt. **H. K. in Kottmar i. V.** Wir raten Ihnen, sich das Buch von H. Dreyer, „Die Veranschaulichung der Staatslehre“ zu verschaffen. Dort finden Sie S. 12 und S. 21 der 3. Auflage auf alle Ihre Fragen ausführliche Antwort.

H. S. in Elm. Sie finden im Jahrgang 1889 der „Gartenlaube“ eingehende Besprechungen und zahlreiche Abbildungen der Schlosser König Ludwig II. von Bayern. Eine „Gartenlaube“ ist nicht darunter.

A. S. D. „Arianna“ ist ein Begriff der buddhistischen Religionslehre und bedeutet wörtlich „das Erlöschen“, das heißt die vollständige Lösung von aller Unruhe und allen Schmerzen des körperlichen Daseins, ein traumhaftes Vergessen alles Irdischen, nach der buddhistischen Lehre der Gipfel der Vollkommenheit.

M. S. in M. Sie finden alle einschlägigen Bestimmungen in der Anlage 2 zur „Lehrpläne-Verordnung“, in welcher die Prüfungsordnung zum einjährig-freiwilligen Dienst abgedruckt ist. Ueber die Erfolge der einzelnen Vorbildungsanstalten können wir Ihnen keine Auskunft geben.

Für unsere Knaben und Mädchen empfohlen:



Herausgegeben von Julius Lehmann.

Inhaltsverzeichnis des 3. Heftes, Band VIII (Preis des Heftes 40 Pf.):
Nach Weihnachten. Erzählung von Frida Schanz Mit Bildn. von Wilh. Glandin. —
Weihnachten. Von Johannes Zeman. — Der Waisenknecht Weihnachtsfeier. Ge-
schichte von Agnes Böhmer. Mit Illustr. von A. v. Höpfer. — Geliebte Schläge.
Von C. Leo. — Hohenzollern. Von Schulte vom Brühl. Mit Bildn. des Her-
schers. — Winterloch. Von Julius Lehmann. — Kleine Weihnachtsfeierchen. Von
Minna Landrin. Mit Bildn. der Verfasserin. — Zwei geübte Beschäftigungs-
spiele. — Kuchmandeln, Räthsel u.